



Berlin, den 26. April 1902.

Ilja von Murom.

Durch die Bylinen, die Volksepen der Moskowiter, schreitet mit schwerem Tritt ein frommer Held, dem im Riesenkörper das Herz eines Kindes schlägt: Ilja aus Murom, eines Bauern Sohn. Dreißig Jahre lang saß er gelähmt auf einem Fleck und die Eltern fürchteten schon, ihr großer, ungeschlachter Junge werde Arme und Beine nie mehr rühren lernen. Eines Tages aber, da er allein in der Hütte war, klopfen zween Pilger, baten um Einlaß und riethen ihm, der sich auf die Lähmung der Hände und Füße berief, ruhigen Muthes nur aufzustehen und ihnen das Thürchen zu öffnen. Er thut's, wird von den Pilgern mit Wein gelabt und ist von dieser Stunde an der starke Mann, dem die Gewaltigsten nicht widerstehen können. Selbst schmiedet er sich die Waffen, badet nächtens sein plumpes Bauernfüßlein im Thau, daß es eines Ritters würdiges Streitroß werde, und zieht, mit der Eltern Segen, der Häuser bauet, dann hinaus in die weite Welt. Des Landes Bedränger wirft er in den Staub, Räuber und böse Riesen, schlägt ein Tatarenheer in die Flucht und wird der Schützer der Schwachen. Kronen und Schätze und schöner Frauen Gunst verschmäht er, der nicht Macht noch Genuß sucht, sondern im Dienst des gequälten Volkes christlich handelt und wandelt. So oft er die Erde berührt, wächst seine Kraft; und fast vierhundert Jahre währt schon sein Leben, als Engel ihn vom Roß heben und nach Kiow ins Höhlenkloster tragen, auf daß er an Heiliger Stätte sterbe. Lange wurde den Reisenden dort sein Grab gezeigt. Im Lied aber lebt noch heute der nationale

Held, den nicht Hang zu Abenteuern, nicht Nachsucht noch Machtbegier aus der Enge trieb. Alte und neue Dichter haben ihn als den Mythengenieus des russischen Volkes verherrlicht, das nicht zu besiegen sei, wenn es zur rechten Stunde wider die Herrschaft der Bosheit aufstehe und dem Gebot des Christengottes gehorche. Und immer, wenn im finsternen Russenreich der Druck unerträglich wurde und gebundene Kräfte die Eisenketten zu sprengen drohten, hufchte ein Flüstern über die schwarze Erde, ein angstvolles Hoffen: Ist Ilja, der Muromer, von der Lähmung erlöst und wird er die ungelenten Riesenglieder endlich nun, endlich zur Befreierthat regen?

Wieder geht, seit aus den Hauptstädten schlimme Kunde in die Dörfer drang, die alte, oft in sternlose Nächtegefaufzte Frage durch das Land. Oben, in der dünnen Schicht der Gebildeten, gährt es; und die akademische Jugend scheint zum äußersten Wagniß entschlossen. Vor einem Jahr wurde der Chef der Unterrichtsverwaltung von einem Studenten getödtet; und jetzt ist Sijp-jagin, der Minister des Inneren, von einem Studenten ermordet worden. Zwischen den beiden Thaten liegen Studentenkrawalle und Straßenkämpfe. Man hat die jungen Leute niedergeschossen, nach Sibirien verschickt, ausgepeitscht und unter die Soldaten gesteckt: nichts hat geholfen. Schon wird in Europa von dem nahen Ausbruch einer russischen Revolution gesprochen und der Weiße Zar beschworen, ehe es zu spät wird, sein Selbstherrschersrecht zu opfern; er sei jung, offenbarguten Willens und könne die Nothwendigkeit liberaler Reformen nicht länger verkennen. Was er thun soll, ward ihm bisher nicht gesagt. Einem Volk von hundert Millionen Analphabeten, das auf einem Gebiet von mindestens zweiundzwanzig Millionen Quadratkilometern lebt, eine Verfassung nach europäischem Muster geben? Zwei Jahrzehnte sind vergangen, seit Nikolais Großvater auf dem Wege zu diesem Ziel den ersten Schritt that. Am dreizehnten März 1881 — alten Stils — hatte Alexander der Zweite, bevor er zur Parade fuhr, dem von ihm zum Minister des Innern ernannten General Boris Melikow befohlen, im Regirungsboten am nächsten Morgen den Ukas zu veröffentlichen, der die Vertreter der Provinzialstände und der Stadtgemeinden zu einer Repräsentantenversammlung in die Hauptstadt rief. Während der Erlass, der zwar keine Verfassung, doch den Beginn eines politischen Lebens brachte, in der Reichsdruckerei gesetzt wurde, warfen Kibaltchisch und Sofie Perowskij am Katharinenkanal ihre Bomben und der Zar wurde sterbend ins Winterpalais gebracht. Boris Melikow ließ nachmittags den trauernden Sohn des Gemordeten fragen, ob der Ukas erscheinen solle; gewiß, war die Antwort: gleich morgen

soll das Volk das Testament meines Vaters lesen. Mitten in der Nacht kam der Gegenbefehl: die Veröffentlichung sei aufzuschieben. Ein paar Tage später war Kaitow in Petersburg und Alexander der Dritte erklärte in seinem ersten Erlaß, er werde die Autokratie, der Rußlands Größe zu danken sei, ungeschmälert auch ferner wahren. Dieses Gelübde des Vaters hat der Sohn erneut. Er könnte, nach der Ermordung Carnots, Umbertos, Mac Kinleys, fragen, ob der Modeparlamentarismus denn ein spezifisches Mittel gegen Attentate sei, und die aufdringlichen Mahner an Goethe weisen, der gesagt hat: „Für eine Nation ist nur Das gut, was aus ihrem eigenen Kern und ihrem eigenen allgemeinen Bedürfniß hervorgegangen ist, ohne Nachäffung einer anderen. Denn was dem einen Volk auf einer gewissen Altersstufe eine wohlthätige Nahrung sein kann, erweist sich für ein anderes vielleicht als ein Gift.“ Eine Konstitution ist in Rußland nicht nur unmöglich: sie wird von der Masse der Rußhils auch gar nicht ersehnt. Heute noch sind die Worte aus der Denkschrift Karamsins wahr, die der Ausgangspunkt der slavophilen Bewegung wurde, und jeder gewissenhafte Wärdenträger im Zarenreich muß die Warnung beherzigen, künstlich im Lande des Palaeologenadlers Bedürfnisse zu schaffen, die der beste Wille nicht befriedigen kann.

Die Gebildeten, die Europas Kultur beleckt hat, haben dieser Mahnung nie gelauscht. Auf dem Thron der alten Röhane vertrat sie der erste Alexander, der bekannteste Typus des gebildeten Russen: weich und dennoch brutal, eifrig im Erfinden ausgreifender Pläne und schlaff in der Ausführung, eigensinnig und doch leicht bestimmbar, wie alle Menschen, die ihres Vollens Ziel niemals klar vor sich sahen. Wer weiß, was aus Rußland geworden wäre, wenn Speranskijs genialischer Sprudelgeist länger den schwankenden Sinn des Kaisers gelenkt hätte, der Laharpes Schüler bleiben und der Frau von Krüdener doch die Treue halten wollte? Ohne Karamsins rauhen Eingriff, der neue gefährliche Proben hinderte, hätten die Defabristen vielleicht mehr Anhang gefunden. Lange blieb auf der Oberfläche dann Alles ruhig. Nikolaus herrschte, ein Russe vom alten Schlag, ein Mann ohne Nerven, ohne flatternde Phantasie, doch unbeugsamen Willens, der nie weit vorausschaute, das nächste Ziel aber deutlich erkannte. Schon regte sich überall in Europa; Rußland nur schien noch zu schlafen. Wie in den nordischen Flüssen unter der dicken Eiskruste aber das Leben auch im tiefsten Winter fortströmt, so zuckte es unter der nikolaitischen Uniform auch durch die Glieder des Riesenreiches. Sacht wurden neue Gedanken, neue Zwangsstellungen im Dunkel über die Grenze geschmuggelt. Das war die Zeit, wo

der Student ins politische Leben trat. Puschkin hat Einen aus dieser Schaar geschildert: Wladimir Wenskij, Onjegin's Freund, den schönen Jüngling mit den langen Locken und der Göttingerseele, der im deutschen Nebellande die Freiheit lieben und Kant bewundern gelernt hat. Dieser Wenskij ist noch ungefährlich; ein Enthusiast, der sich an Schillers Dichtung berauschte und den Ehrgeiz des Poeten heimwärts trägt. Nach ihm aber kommen Andere, deren Leidenschaft sich nicht in Gedichte löst. Die Werke von Hegel und Feuerbach, Proudhon, Fourier, Saint-Simon werden eingeschleppt, die jungen Leute fangen an, die Nationalökonomie des Westens zu studiren, das Geschlecht reift, das Turgenjew's Novellen die Helden gab. Bazarow sieht anders aus als Wenskij. Er liebt nicht, schwärmt und bewundert nicht; keiner Autorität beugt er sich, kein Dogma, kein Sittengesetz ist ihm heilig. Staat, Volk, Religion? Nitschewo. Alles Unsinn. Alles muß anders werden. Das neue Evangelium hatte gewirkt. Der demokratische Sozialismus wurde hier, wo er einem Herzensbedürfniß und dem Trieb der Masse entsprach, mit heiferer Inbrunst aufgenommen als in Europa. Bjelinskij wurde zum unerbittlichen Kritiker des historisch gewordenen Rechtszustandes, Herzens „Glocke“ läutete mit weithin schwingendem Ton durch das Land, Bakunin predigte die Propaganda der That und pries, als commis voyageur der Revolution, die Zerstörerwuth als eine Schöpfermacht. Die ganze gebildete Jugend war mit den Empörern. Natürlich: sie sah ein geistig hilfloses, in wirthschaftlicher Noth verkümmertes Volk, fühlte den furchtbaren Druck einer unbarmherzigen Theokratie auf sich lasten und wählte, nur der Regierenden böser Wille halte das Reich in den lähmenden Banden der Knechtschaft zurück . . . Dem verhassten Zarismus wurde damals der nahe Zusammenbruch prophezeit. Aber der Riese aus Rurom rührte sich nicht.

Wie oft hat sich im Lauf der russischen Geschichte dieses Schauspiel wiederholt! Das Land, das drei Jahrhunderte lang das Tatarenjoch trug und dessen Mittelalter noch fortwährte, als in Preußen das Freigeregiment zu Ende ging, sollte mehr als einmal schon von einem zum anderen Tage mit Europäertänze gestrichen werden. Die schlimmsten Folgen hatte Peters hastiger Versuch, mit asiatischen Mitteln — nach Kostomarov's den Kern treffendem Wort — sein Reich zu europäisiren. Diesem Selbstherrscher, den man nicht unter die großen Regenten rechnen sollte, fehlte jedes intime Verständniß für die Lebensbedingungen seines Volkes; er glaubte, die Modernisirung werde vollendet sein, wenn er das halb priesterliche Gewand seiner Ahnen mit einem bunten Militärrock und den biblischen Zarentitel mit dem

Namen eines Kaisers vertauschte, den Männern den Kasten, den Frauen den Schleier verbiete und dem Land eine neue Hauptstadt aus den Sümpfen zaubere. Von tatarischen und byzantinischen Traditionen hat er das Reich befreit, doch es im Innersten geschwächt und den Keim des gefährlichsten Dualismus in die ruhig hindämmernde slavische Seele gesenkt. Joseph de Maistre hat diesen verhängnißvollen Fehler richtig erkannt, als er an einen russischen Freund schrieb: *Pierre vous a mis avec l'étranger dans une fausse position. Nec tecum possum vivere nec sine te: c'est votre devise.* Noch heute ist die Nachwirkung dieses glänzenden Irrthums zu spüren. Dem gebildeten Russen bringt jeder Tag unbequeme Belästigung. Die Zeitungen werden geschwärzt, verdächtige Bücher von willkürlich schaltenden Censoren dem Käufer vorenthalten. Jedes unbedachte Wort, jede Denunziation eines Feindes kann zu administrativer Maßregelung führen. Und nirgends, so weit man das Auge schickt, das Frühroth hellerer Zeit. Selbst die Sapadnik, die Bewunderer westlichen Wesens, wissen keine ausreichende Antwort auf die Frage, was denn geschehen solle. Sie schämen sich vor Europas spöttischem Blick, — aber das Land ist zu groß, die Bedürfnisse der Masse sind von denen der schmalen Oberschicht zu verschieden, als daß man hoffen dürfte, eine Allen genügende Wandlung zu erleben. Der Zustand wäre unerträglich, wenn das nationale Temperament ihn nicht ertragen hülfe. Der Russe ist reich an Ideen und einbildnerischer Kraft, aber sein müder Wille rüstet sich selten zur That; er nimmt sich viel vor und führt wenig aus, taumelt von tiefster Melancholie in dionysische Lust und vergißt morgen, was er heute sein Lebensziel nennt. Er schätzt den Werth des Daseins so gering, ist so gewöhnt, im Rausch der Sinne oder des Intellektuellen um Kopf und Kragen zu spielen, daß der Gedanke an den Tod ihn kaum noch schreckt. Kein Anderer, sagt Anatole Leroy-Beaulieu in seinem Buch über das Zarenreich, weiß zu leiden und zu sterben wie der Russe; *dans son tranquille courage devant la souffrance et la mort il y a de la résignation de l'animal blessé ou de l'Indien captif, mais relevée par une sereine conviction religieuse.* Daher die Fülle der jungen Menschen, denen die Wimper nicht zuckt, während sie dem Henker entgegenschreiten. Rußland ist kalter Orient. Das Gehirn dieser Menschen arbeitet nicht so ruhig und pünktlich wie das wohltemperirter Europäer. Ein Fünkchen, ein über Nacht hereinbrechender russischer Frühling, der den eben noch starren Boden mit Blumen bestickt: und Jünglinge und Mädchen werfen Alles weg, was ihnen das Leben bisher

schmückte, rennen ins Kloster oder ins Lazareth, schneiden sich die Pulsadern auf oder morden einen Minister, werden Bauern oder Straßensänger, Samariterinnen oder Prostituirte. Warum? Aus Verzweiflung, aus Alltagselend, in ekstatischer Sehnsucht nach unbekannten Wonnen, und wären es die schmachlichster Erniedrigung. . . Niecsches Psychologengenie hat in Dostojewski's Werk die Aehnlichkeit mit der labilen Welt der Evangelien gefühlt.

Der Herr aller Neuen mag oft jetzt des Wortes denken, das Puschkin den Usurpator Boris Godunow sprechen ließ: Schwer drückt die Krone des Monomachos! Nikolai Alexandrowitsch ist vor die Aufgabe gestellt, ein Millionenvolk zu Selbständigkeit und geistiger Reife zu erziehen. Er möchte helfen und muß auf Schritt und Tritt doch die Ohnmacht des Autokraten empfinden. Ein Jahr ist vergangen, seit er den alten General Wannowskij zum Unterrichtsminister ernannte und ihm auftrug, das ganze Schulwesen im Sinn liebevoller Fürsorge zu reformiren. Die Jugend hat sich der guten Absicht nicht dankbar gezeigt; zu hart ist der Druck der Ketten, zu eindringlich mahnt der in die Ferne schweifende Blick, den Kampf für die Befreiung der Geister zu wagen. Die revolutionäre Wuth der Akademiker wird, wie so oft schon, nach kurzem Aufklaren wieder verglimmen. Unten aber hungert das Volk, hungert und stöhnt und kann die Glieder nicht regen. Das ist die Gefahr. Der Europäerhochmuth, der seinen engen Verhältnissen die Norm für fremde Kulturen entlehnt, vergißt immer wieder, daß Rußland ein von der Wurzel unlösbarer Fislam ist, der seine Zukunft in Asien zu suchen hat und dem der modische Firniß nicht nützen kann. Die winzige Minderheit, die nach politischer Freiheit langt, ist heute noch leicht zu bändigen und gegen sie würden, auf Batjuschkas Ruf, die Bauern in Schaaren aufstehen. Doch diese asiatische Großmacht braucht Geld, braucht, um endlich die ungeheuren Bodenschätze zu heben, eine Industrie, der die Technik Entbinderdienst leisten muß. Diese Revolution ist zu fürchten, sie ganz allein. Wenn die Wissenschaft sich dem von der Scholle gerissenen, in Stadthöhlen gepferchten Russen verbündet, ihm von Menschenrechten spricht und die kommunistischen Instinkte der Rasse aufstacheln, kann der Palaeologenthron leicht ins Wanken gerathen. Noch sieht, ob es im Dachgebälk auch schon knistert, Ilya aus Murom regungslos auf seinem Platz, ein gelähmter, zum Kampf unfähiger Riese. Nicht der Pilger Bitte wird ihn diesmal erlösen; aber die Stunde wird kommen, wo die Noth ihn aus der morschen Hütte in die Fabrik treibt. Und dann wird der läppische Held schnell das Gehen und des Waffenschmieds Handwerk lernen.

Entwickelungsstufen.

Darf ich den im vorletzten Heft abgeschlossenen historischen Ausführungen noch einige methodologische Worte hinzufügen? Ich glaube, daß ich meine erkenntnistheoretische Mausezugszeit hinter mir habe, — wenn solche Zeiten nicht etwa den Charakter der Periodizität aufweisen. Wie Dem nun auch sei: mein Freund Breysig ist jetzt augenscheinlich in einem Entwicklungsmoment begriffen, in dem er das lebhafteste Bedürfnis der Erörterung geschichtlich-methodologischer Kontroversen hat und auch öffentlich zur Geltung bringt. Das ist sein gutes Recht und ich bin der Letzte, es nicht anzuerkennen; folgen aber möchte ich ihm auf seine wiederholt gegebene Anregung hin doch nur bis zu der Grenze, daß ich seinen Ausführungen in dieser Zeitschrift gegenüber hier einige Sätze zusammenstelle, die mir das Ergebnis langer Erfahrung sind.

Das Bestreben, geschichtliche Thatfachen und Thatfachenreihen zu vergleichen, ist so alt wie das Bestreben, den geschichtlichen Verlauf überhaupt wissenschaftlich zu erfassen: beide Versuche sind im Grunde identisch und reichen bis in die erste Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts zurück. Seitdem beginnt ein neues Zeitalter oder vielmehr das Zeitalter der Geschichtsforschung; und die Unterschiede sind bis auf den heutigen Tage nur gradmäßig, so sehr sie, von dem Standpunkte eines engeren Zeitabschnittes aus betrachtet, als absolut empfunden werden mögen.

Im Verlauf dieser vergleichenden Bestrebungen tritt nun der Gedanke, die Entwicklungsgänge der einzelnen Völker an sich, also abgesehen von ihrer Stellung in dem Zeitablauf der absoluten Chronologie, in ihren gegenseitigen Verlaufsstufen zu parallelisieren, schon früh auf. Der Moment dieser Auffassung ist gegeben, sobald die Versuche der Identitätsphilosophie aufhören, den Gang der menschlichen Geschichte als einen in sich stetig fortentwickelten, ohne Unterbrechung höhere Stufen erreichenden zu begreifen. Wer dann zum ersten Mal ein griechisches Mittelalter mit einem germanisch-romanischen, eine Neuzeit des römischen Kaiserthumes mit der Neuzeit der modernen Jahrhunderte verglichen hat: ich weiß es nicht. Persönlich ist mir erinnerlich, daß sich Roscher dieser Vergleiche in seinen Vorlesungen der zweiten Hälfte der siebenziger Jahre als eines gewöhnlichen Darstellungsmittels bediente.

Handelt es sich hier um die Vergleichung von Zeitaltern als Ganzes, so ist die im engeren Sinn so genannte vergleichende Geschichte andere Wege gezogen. Bekanntlich wird seit Beginn des neunzehnten Jahrhunderts die Aufarbeitung des ungeheuren Stoffes der geschichtlichen Ueberlieferung immer mehr getheilt: an die damals vorhandenen praktischen geisteswissenschaftlichen Disziplinen der Theologie und Jurisprudenz hatten sich schon längst Kirchengeschichte und Rechts- und Verfassungsgeschichte angeschlossen; darauf kamen

in buntem Reigen Literatur- und Kunstgeschichte, Wirthschaft- und Literaturgeschichte u. s. w. Diese Entwicklung hat ihre großen Vortheile gehabt und hat sie noch; daß sie volle Erfolge nur erreichen kann, wenn die Theilung durch eine rationelle Arbeitvereinigung ergänzt wird, sieht heute erst eine Minderzahl der Forscher ein. Einstweilen also bestand und blühte die Theilforschung. Und in ihrem Bereich wurde man nun vergleichend: es entstand eine vergleichende Verfassung- und Rechtsgeschichte, eine vergleichende Religionsgeschichte, eine vergleichende Literaturgeschichte u. s. w.

Die Frage ist, was damit gewonnen war.

Mit Nutzen vergleichen kann man nur einfache Erscheinungen; bei komplexen Erscheinungen stehen die identischen Momente neben nicht identischen; und so liefert die Vergleichung wohl vage Analogien, aber keine wissenschaftlich klaren und brauchbaren Ergebnisse. Ist die Vergleichung ein Moment des induktiven Schlußes, so muß zu der Induktion die Abstraktion, die Isolirung kommen, soll sie wirklich fördern. Ein Beispiel; und eins der einschneidendsten. Im sechzehnten Jahrhundert, als Neigungen wirklich eigenen wissenschaftlichen Denkens, nicht nur das gelehrte Bestreben, die antike Tradition weiter zu überliefern, bei den europäischen Völkern erwachten, trat sofort das Bedürfniß auf, die natürliche Welt der Erfahrungen einheitlich zu verstehen. Wie faßte man die Aufgabe an? Man suchte das Identische in der Summe der Einzelerscheinungen und man fand die Kraft. Gewiß ein schon recht hochstehendes Vergleichungsergebnat. Aber half es wissenschaftlich weiter? Die Ergebnisse waren, wie ich zeigte, die naturphilosophischen Pantheismen eines Telesio und Giordano Bruno, eines Weigelt und Boehme und die naturwissenschaftliche Methode eines Theophrastus Bombastus Paracelsus. Gelieben ist uns aus der ganzen Bewegung als dauerndster Niederschlag bis heute nur das Wort Bombast. Aber auf die Alles auf einmal umarmenden Enthusiasten folgten Stevinus und Galilei: sie gingen auf die Elemente, die den komplexen Naturerscheinungen zu Grunde lagen, und die Lehre von der schiefen Ebene und die Fallgesetze forcierten den Eingang zur modernen Mechanik, Physik, Naturwissenschaft überhaupt.

Das Beispiel giebt gegenüber den Alles vergleichenden einzelnen Geschichtsdisciplinen zu denken. Wie sollen bei der Vergleichung so komplexer Erscheinungen, wie es jede Religion, auch die niedrigste, und jeder Staat, auch der elendeste, sind, einfache Ergebnisse herauspringen? Nur vage, oft gewiß sehr geistreiche Analogien werden zu Tage gefördert. Und das Selbe gilt von vergleichender Literaturgeschichte und einigen verwandten Disciplinen: der Kulturausschnitt, den sie als Objekt haben, ist in seinen Verursachungen und Motivirungen viel zu verwickelt, als daß ein Vergleich vom Ganzen her wirklich genügende Ergebnisse liefern könnte.

Den Elementen muß sich die vergleichende Geschichtswissenschaft zuwenden, will sie Erfolge sehen. Den Elementen, wie sie in den einfachsten psychologisch-geschichtlichen Thatfachen, der Anschauung, dem Begriff, dem Trieb zur Erhaltung und der Förderung der Lebenslust u. s. w. gegeben sind.

Auf der Untersuchung der geschichtlichen Entwicklung dieser Elemente ist meine Deutsche Geschichte von Anbeginn — Das heißt: seit den ausgehenden siebenziger Jahren — aufgebaut worden. Der Frage zugewandt, inwiefern sich die Entwicklung der angegebenen Elemente induktiv werde auffinden lassen, begriff ich sehr bald, Das werde nur in der Durcharbeitung der historischen Ueberlieferung einer ganzen Nationalgeschichte möglich sein und hierfür biete die deutsche Geschichte bei ihrer überaus weit zurückreichenden Ueberlieferung besonders günstige Aussichten. Und schon früh habe ich auch induktiv die Stufen dieser elementaren sozialpsychischen Entwicklungen gefunden: bereits der erste Band meiner Deutschen Geschichte (1891) spricht völlig klar und unzweideutig von einem symbolischen, typischen, konventionellen, individualistischen und subjektivistischen Zeitalter und theilt nach ihnen den ganzen Verlauf der Entwicklung ein.

Man sieht aus dem bisher Erzählten, daß es in der ganzen Intention ¹¹vielleicht vöorgange von vorh. gerecht beschloßen war, Entwicklungsstufen des Seelenlebens aufzufinden, die jeder großen menschlichen Gemeinschaft, jeder Nation gemeinsam waren. Ganz etwas Anderes aber war die Frage, wann es möglich sein würde, für dieses Problem den induktiven Nachweis einer günstigen, bejahenden Lösung zu führen. Ich jedenfalls habe die für die Geschichte des deutschen Seelenlebens gefundenen Entwicklungsstufen nicht als allgemeine hinstellen wollen, ehe ich dafür nicht den absolut sicheren Beweis in der Hand hatte: und so verhielt ich mich zu dem Problem, inwiefern etwa die in der deutschen Geschichte gefundenen psychischen Entwicklungsstufen allgemein gültig seien, nach außen hin in der Hauptsache indifferent.

Aber innerlich und in zunächst privaten Studien hat es mich fortwährend beschäftigt. Und da ergaben sich für die Lösung Schwierigkeiten, die in der Hauptsache denn doch nicht bloß in der richtigen Stollensführung hinein in die enormen Stoffmassen der geschichtlichen Ueberlieferung begründet lagen. Enthielt denn die deutsche Geschichte alle Entwicklungsstufen? Bekanntlich bricht sie, wenn sie auch in hohes Alterthum hinaufführt, doch schon in den Zeiten der relativ weit entwickelten Kultur der caesarischen und taciteischen Periode ab. Was lag vor ihr? Die Antwort auf diese Frage konnte in der Geschichte keines anderen sogenannten Kulturvollkes gefunden, sie mußte vielmehr völkcrkundlich gesucht werden. So kam es darauf an, den ungeheuren Stoff der Ethnographie in Perioden relativer Chronologie, in Stufenfolgen seelischer Lebensäußerungen zu zerlegen. Und wenn Das gelang: Wie weit fährte wieder

die Völkerkunde? Bis zum „Anfang“? Man kennt die Kontroversen zwischen Pasian und Razel und das Problem primitiver Verfallskulturen: war hier zu einem Ende zu gelangen? Nur die Kinderpsychologie schien die Möglichkeit einer ungeführten und hypothetischen Entscheidung zu bieten.

So waren es mannichfache Studien, die hier allein fördern konnten. Ich habe sie, in einigen entscheidenden Zügen, aber keineswegs vollendet, hinter mir; und es wird noch Jahre dauern, ehe ich mit ihnen an die Öffentlichkeit treten kann. So viel aber erlauben sie mir doch schon mit Sicherheit zu sagen: die gefundenen Zeitalter seelischer Entwicklung sind nach vorn nur noch durch ein einziges neues — ich hatte viel mehr erwartet — zu ergänzen, das ich das phantastische nennen möchte; und ihr Verlauf wiederholt sich ausnahmslos in den großen menschlichen Gemeinschaften der Geschichte. Dies aber auszusprechen, lag mir bei der Ausgabe einer neuen Auflage meiner Deutschen Geschichte deshalb am Herzen, weil mir erst von diesem Standpunkte aus die Nennung der sozialpsychischen Zeitalter auf dem Titelblatt der neuen Auflage und damit die unmittelbarste Einführung der denkenden Zeitgenossen in die neue Eintheilung gerechtfertigt erschien.

Wie stellt sich nun zu Alledem Brehl's System? Ich denke, es läßt sich, wenn auch mit unvermeidlicher Verschärfung und Vergrößerung der Hauptlinien, mit wenigen Worten sagen. Denn wiederholte, höchst lehrreiche Aufsätze Brehl's haben die Leser gerade dieser Zeitschrift schon nicht wenig in das Verständniß der Ideenwelt Brehl's eingeführt. Brehl wendet die vergleichende Methode nicht auf die elementaren, sondern auf die komplexen Erscheinungen der geschichtlichen Entwicklung — noch neuerdings sogar auf die komplexeste von allen, die politische — an. Er thut Das mit Scharfsinn und Geist und die Ergebnisse sind nicht gering. Aber es läßt sich nicht leugnen: bei dem einmal gewählten methodologischen Standpunkt bleiben diese Ergebnisse im Ungeführten, nicht völlig Umschriebenen stehen: sie liefern nur Näherungswerthe. Und noch mehr. Wer bis in die Erforschung der Entwicklung der elementaren psychischen Werthe vorge drungen ist, überzeugt sich bald, daß es auf seelischem Gebiete Zweierlei giebt, nämlich erstens Gesetze einer psychischen Mechanik, die zu allen Zeiten gelten, wie das Gesetz des Kontrastes, wonach Lust und Unlust, Freude und Leid, Enthusiasmus und Niedergeschlagenheit ständig in uns wechseln, und zweitens Entwicklungs-gesetze, wie das Gesetz der Entwicklung der Anschauung aus ornamentaler Wiedergabe der Erscheinungswelt zu deren typischem, konventionellem, individualistischem, subjektivistischem Erfassen. Es ist genau wie in der Biologie überhaupt: neben den Entwicklungsgesetzen des pflanzlichen oder animalischen Lebens stehen, sie bedingend, aber nicht beherrschend, die Gesetze der sich in diesen abspielenden physikalischen und chemischen Prozesse. Und wer Das

findet, Der wird sich auch alsbald klar: nicht die Gesetze der psychischen Mechanik, wie das Kontrastgesetz, sind die eigentlichen Exponenten des historischen Lebens, sondern die Gesetze der Anschauung-, Begriffs- und Triebentwicklung u. s. w.

Wie stellt sich nun Brehlig zu diesen Dingen? In der Durchbringung der komplexen Erscheinungen ist ihm der Unterschied der psychisch-mechanischen und psychisch-biologischen Gesetze nicht klar geworden; und er wendet die psychisch-mechanischen Gesetze, vor Allem das Gesetz des Kontrastes, zur Periodenbildung an: durch eine bald mehr individualistische, bald mehr sozialistische Haltung soll der Wechsel der einzelnen Zeitalter gekennzeichnet werden. Es ist die Stelle, wo nach meiner bescheidenen Auffassung Brehlig sterblich ist: hier liegt ein schwerer logischer und also methodischer Fehler vor. Denn so richtig es ist, daß der Uebergang von einer Entwicklungsstufe zur anderen sich ganz — aber keineswegs immer — unter den Erscheinungen des psychischen Kontrastes vollzieht — man wird des alten Zustandes müde und stürzt sich unter deutlicher Abweisung des alten in ein neues Seelenleben —, so wenig wird durch diese Begleiterscheinung der biologische Fortschritt an sich erklärt oder motiviert oder in irgend einer Weise dem Verständniß näher gebracht. Es ist, als wollte man auf naturgeschichtlichem Gebiete die Wachsthumsercheinungen rein nur aus Gesetzen der Physik und Chemie erklären.

Man sieht hier, was Brehlig und mich trennt: Differenzen der Methode. Diese Differenzen aber bleiben nicht ohne schwere Folgen, sobald das methodische Werkzeug zu arbeiten beginnt. Die Ergebnisse sind schließlich außerordentlich verschieden; und schon aus diesem Grunde kann von einem prius oder posterius unserer Ergebnisse nicht wohl die Rede sein: sie sind an sich inkommensurabel.

Wer von uns Beiden „Recht“ hat? Nicht wir haben es zu entscheiden, sondern der spätere Verlauf der Forschung. Wir tragen unser Tröpflein in das große Meer der wissenschaftlichen Entwicklung: es vereinigt sich mit ihren Wässern; und wer weiß, an welchem Orte, unter welchen Bedingungen es wieder austauschen und wirksam werden wird? Es steht nicht in unserer Hand: in der steht nur, ehrlich und wahrhaftig zu arbeiten: Caetera deus providebit. Das aber mag, namentlich für ferner Stehende, betont sein: in dieser Weise wahrhaftig zu arbeiten, ist nicht so ganz leicht; denn über Dinge, wie die hier vorgetragenen, nachdenken und urtheilen, heißt an sich schon, viel angestrengter arbeiten, als der gewöhnliche historische Studienbetrieb es verlangt; und Die sich auf dieses Gebiet wagen, sind vorläufig noch Kämpfer ohne Ruhe und Raft; sie stehen jeden Morgen von Neuem auf dem Schlachtfelde; und für sie giebt es keine Manövertage, sondern nur den unablässigen Ernst des Kampfes.

Leipzig.

Professor Dr. Karl Lamprecht.



Nervosität und Kunstgenuß*).

Intellektuelle Inhalte sind der ursprünglichsten Kunstentwicklung fremd. Dichtung und Musik gingen hervor aus dem Arbeitgesang, den die rhythmischen Bewegungen der arbeitenden Glieder und der daraus folgende Rhythmus der Arbeitgeräusche weckten. Bis zu Sophokles steht der Rhythmus im Vordergrund der Poesie. Längst zwar sind nun Gefühle und Leidenschaften Gegenstand ihrer Schilderung geworden; aber der besondere Gedanke, die grübelnde Frage, das Problem setzt eigentlich erst mit der Auflösung der „klassischen“ Tradition, mit Euripides, ein. Der Träger des Rhythmus, der Chor, tritt zurück und später finden wir als seinen Erben eine andere Macht, die Musik. Sie ist die Negation des Gedankens in der Kunst.

Mit einem Zusammenklang oder einer Abfolge von Tönen verbunden sich zunächst niemals etwas Intellektuelles. Was jene hervorzurufen vermögen, sind Gefühle, Stimmungen. Alles Weitere ist sekundär. Indem die Gefühle eingegliedert sind ins Temperament und dieses eine gewisse konstante Richtung unserer Affekte bedeutet, indem die Affekte wiederum Komplexe aus Gefühlen und Vorstellungen sind, leitet jede Stimmung schließlich zu gewissen Assoziationsketten hinüber. Aber zu welchen? Das hängt, um mich eines Wortes von Wundt zu bedienen, von der gesamten Bewußtseinslage ab, die für jeden Einzelnen eine besondere ist. Daher kommt es, daß Tolstoi vor dem Unberechenbaren der Musikwirkung graut und Handlich gegenüber der Veredlung durch die Tonkunst auf deren „weites Gewissen“ hinweist.

Die neuropathische Wirkung der Musik könnte also — sofern wir von der rein sinnlichen Zerrüttung absehen — nur darin liegen, daß bei Dem oder Jenem durch sie Stimmungen erzeugt werden, die immer wieder aufregende Problemstellungen, Gedankenreihen nach sich ziehen. Ich kann mir vorstellen, daß die Troika einen grübelnden Geist ins Nachdenken über den Kontrast und Konflikt elementarer Größe mit leichter Alltäglichkeit förmlich hineinzwingt; und ich kann mir nicht nur vorstellen, sondern es ist einfach Tatsache, daß Einer mit solchem Grübeln seine Nerven ruinieren kann. Aber an Alledem ist die Troika, ist überhaupt jede Musik unschuldig. In Hunderten wird diese Symphonie ganz andere Gedankenreihen auslösen; und der heute noch unentschiedene, eben nothwendig unentschiedene Streit über den Sinn des unsterblichen Scherzo beweist, wie verschieden auch die Kunstempfindlichsten hier reagieren. Auch die Tannhäuser-Ouverture, der Liebestod, der Zarathustra vermögen nichts darüber hinaus. Die zu ihnen gehörigen Interpretationen, Texte, Programmbücher wohl; nicht aber sie selbst.

*) S. „Zukunft“ vom 19. April 1902.

Es giebt keine intellektuellen Reichen, die unbedingt an ihren Genuß sich knüpfen; und die ganze Musik, von den hebräischen Symbeln und griechischen Flöten über Palestrina und Beethoven und Wagner bis zu den Jüngsten und Problematischesten herab, ist an sich neuropathisch völlig indifferent, wird es für ewige Zeiten sein.

Dagegen ist die Poesie seit ihrer Lösung aus dem Rahmen des religiösen Tanzes die eigentliche Trägerin der Gedanken geworden; und die germanischen Völker haben ihr, nicht seit Shakespeare erst, sondern seit Wolfram von Eschenbach mindestens, die endgiltige Richtung aufs Gräbelnde, Problematische, aufs im tiefsten Sinn Intellektuelle gegeben. Nicht, als ob alle Dichtungen der lateinischen Stämme in grandioser Epik ihr Höchstes geleistet hätten; Ausnahmen sind überall zu finden; aber wenn es wahr bleiben sollte, was die neueste Forschung nahelegt, daß Dante einer ziemlich raffereinen langobardischen Familie entstammt, so wäre eine der größten Ausnahmen schon beseitigt. Für die Germanen hat ein schöner Zufall es gefügt, daß von ihren drei großen Stammeseinheiten jede einen umwälzenden Dichtergeist hervorbringen durfte. Die Angelsachsen gaben Shakespeare; aus dem deutschen Volk stieg Goethe empor; vom skandinavischen Norden aber rüttelte das träge gewordene Jahrhundert Ibsen.

Und Ibsen, der unergründliche Räthselsteller, ist immer wieder als die vollkommenste Verkörperung Dessen angegriffen worden, was in der modernen Dichtung ungesund, verwirrend, neuropathisch sein soll. Von Nervenärzten ist am schärfsten Möbius, auch wieder einer unserer Allerersten, gegen ihn aufgetreten. Einmal spricht er von „gräulicher Problemschriftstellerei“; an einer anderen Stelle apostrophirt er den Norweger als „Apotheker-Dichter“, bei dem man nie wisse, was er wolle; und gar bis zu der Bitte versteigt er sich, ein gütiges Geschick möge uns von der „nordischen Lazarethpoesie“ erlösen. Das sind keine Originalitäten; wir haben Dies und Ähnliches tausendmal unterm Strich kunstkonservativer Zeitungen und Journale gelesen; bezeichnend ist nur, daß ein Nervenarzt von Möbius' Range, der oft genug bizarr wird, nur um nicht die ausgetretenen Wege, sondern seine eigenen zu gehen, diese Beschuldigungen einfach wiederholt. Daß er es nicht gedankenlos thut, sondern nach guter Ueberlegung, sagt wohl ein Jeder vom Verfasser des „Pathologischen bei Goethe“ voraus.

Ibsens Lebenswerk ist die Darstellung jener schrillen Disharmonie, die im Menschen unserer Zeit durch die Zerstörung der alten Welt- und Lebensanschauung erzeugt wird. Einst hatten wir Normen; mit denen ist es nun aus. Der Traum vom Ewig-Menschlichen ist vorüber. In uns, um uns, vor uns: Alles ist relativ; und an die Stelle des frommen Abhängigkeitsgefühls tritt das kritische, ins Einzelne spürende Abhängigkeits-

wissen. Die „Verhältnisse“ werden zu einem erbarmungslosen Ungeheuer, das Alles erdrückt. Wir vermeinten, die stärksten Naturkräfte gebändigt zu haben; aber indem wir sie beherrschen lernten, verflavten wir uns täglich mehr den wirtschaftlichen Kräften, die aus ihnen hervortouchsen und deren Leitung uns immer rascher entgleitet. Diese Erfüllung des trübsten Goethewortes, daß wir „scheinfrei denn, nach manchen Jahren, nur enger dran, als wirs am Anfang waren“, sind, sie ist des großen Risses Ursache, der durch unser Empfinden geht.

Dazu kann die Dichtung in zweierlei Weise Stellung nehmen. Sie kann sich flüchten in vergangene Zeiten oder in eine Welt des schönen Scheines, der schmeichelnden Gefälligkeit; romantisch kann sie sein oder akademisch-ästhetisch. Sie kann sich aber auch mit beiden Füßen in die Zeit hineinsetzen, den Kampf schärfen, den wir im Leben kämpfen, all dies Zweifeln und Ringen sich zu eigen machen. Wie wirkt Jenes, wie Dieses auf unsere Nerven?

Der Angelpunkt unserer Nervosität ist das durch die kapitalistische Wirtschaftsordnung unermesslich verschärfte Gefühl der Verantwortung; oder noch richtiger: der Kontrast zwischen dem Gefühl, daß man als verantwortlich gilt, und dem Gefühl, daß man gar nicht verantwortlich sein kann, weil die „Verhältnisse“ herrschen. Die Kunst fesselte, aber sie schützte auch. Heute spült mich vielleicht die Welle mit fort, die irgend ein geringfügiges Ereignis in einem entfernten Erdtheile wirft. Mit solchen Gedanken den Kampf ums Dasein zu führen: Das reibt auf. Und darum sind auch Alle, denen dies Loos gefallen ist, die typischen Neurastheniker unserer Zeit. Nicht etwa, wie der Laie oft glaubt, die Geistesarbeiter im engeren Sinn, die Gelehrten. Uebermäßige Gedankenarbeit führt zu psychiatrischen Bildern, die von der Nervosität sich scharf unterscheiden. Die Erschöpfungspsychosen, war Allem das Kollapsdelirium, sind die Folge solcher Ueberanstrengung; sie lassen sich experimentell durch Uebermüdung — fortgesetztes Addiren einen Tag und eine Nacht lang — leicht nachahmen. Wo Gelehrte eigentlich nervös werden, da sind, sieht man genauer zu, fast immer gemüthliche Aufregungen mit ihrer Arbeit verknüpft: übermäßiger Ehrgeiz, Enttäuschungen, Zurücksetzungen, folgenschwere Irrthümer. Sobald jedoch die Verantwortung, vor Allem in der Gestalt jener beschriebenen zwiespältigen Regungen, in den Vordergrund tritt, da heftet sich die Nervosität an ihre Fersen. Der Arzt, der Richter ist seit je her leicht nervös geworden. Aber erst die besonderen Formen des modernen wirtschaftlichen Kampfes mit ihren besonderen Variationen der Verantwortung haben die eigentlich moderne Nervosität geschaffen. Und die ist eben darum auch in den Ständen am Größten und am Meisten verbreitet, in deren Händen die wirtschaftlichen Funktionen, Produktion und Austausch, liegen.

Wer von quälenden Kämpfen spricht, wird vielleicht als Antwort hören, daß die weitaus meisten Mitglieder dieser Klassen sich des tieferen geistigen Inhaltes ihrer wirthschaftlichen Rolle kaum bewußt sind. Sie wollen Geld verdienen, um gut zu leben. Das Letzte trifft aber gar nicht zu; am Wenigsten auf die Großunternehmer. Solide Lebensbehaftlichkeit war das Ideal des alten, heute fast ausgestorbenen Patriziers: L. D. Schröter in Freytags Kaufmannsroman. Luxus, Komfort ist dem modernen Unternehmer längst eine Selbstverständlichkeit, auf die er kaum je achtet. Was ihn zu einer Arbeit von solcher Intensität, daß kein Gelehrter und kein Proletarier sie ihm abnehmen würde, anspannt, ist ein Komplex ganz verworrener, halb-dunkler Gefühle; vor Allem die hinter ihm lauende Unsicherheit, der er sich nur durch fortgesetzte Steigerung seines Betriebes entwinden zu können meint. Wie weit alles Das unter den philosophischen Begriff des Relativismus fällt, darüber stellt er natürlich keine Betrachtungen an. Aber nun kommt er ins Theater; und wie ein Funke ins Pulverfaß schlägt da in sein Gefühlsdunkel ein, was die moderne Dichtung ihm sagt. Von ganz anderen Dingen zwar ist dort die Rede; aber die Gefühlstöne, die sie begleiten, treffen unmittelbar mit denen zusammen, die sein Sorgen und Hasten kennzeichnen. Es sind im Grunde die selben Konflikte; nur werden sie hier rücksichtslos ausgesprochen, konsequent abgewidelt.

Und Das soll den Nerven den Rest geben. Wirklich? Wenn der selbe Mann nicht Ibsen, sondern Hulda hört; wenn in graziosen Versen ein leicht-grüschärztes Getändel ihm zwei Stunden lang gezeigt wird, — mein Gott ja, es werden vielleicht zwei Stunden der Erholung, des Vergessens für ihn sein. Vielleicht, wenn wohlklingende Grazie die Gefühle einzuschläfern vermag, die einen ganzen Tag, vielleicht auch schon eine Nacht und einen Tag lang das Gehirn zerarbeitet haben. Hoffen wir, daß sie es vermag. Aber bei der Heimkehr? Glaubt Jemand an Nachwirkungen? Dem Zubettgehenden stellt sich schon wieder der nächste Tag vors Auge. Um zu vergessen, brauchte er keine Kunst, wenigstens keine, die ernsthaft genommen sein will. Vorstadtheater, Wintergarten, Weinstube, Café, ein üppiger Frauenleib: Das ist Vergessen. Man sagt: Ganz richtig; aber das Alles geht noch viel mehr auf die Nerven. Gut denn; so kann der nervenheilende Werth der schönen Scheindichtung mit ihren vergangenen oder erfundenen Leidenschaften, Kollisionen und Lösungen über Null doch nie hinauskommen. Diese Kunst ist neuropathisch indifferent.

Die andere aber ist der Weg von der Dunkelheit zur Klarheit. Eine Alltagsweisheit sagt, nichts sei aufreibender als die Ungewißheit. Nichts ist quälender als das Erleben von halblichten Gefühlen, über deren Ursprung und Grundlage wir uns eigentlich keine Rechenschaft zu geben vermögen.

Ich habe einmal bei verschiedenen Menschen, die konzentrierte geistige Arbeit leisten, gefragt, welche Störung ihres Schaffens sie am Meisten fürchten. Und bei Allen kam es auf das Selbe hinaus: jene Verstimmungen, die uns plötzlich befallen, ohne daß wir zunächst ihre intellektuelle Grundlage feststellen können. Sie lähmen schlechtthin, sie kosten Tage und Nächte, sie zerrütten, wenn sie von langer Dauer oder häufig sind. Und darum kann ich mir für den modernen Menschen gar nichts Heilsameres denken, als ihn herauszuweisen aus dem Dunkel dissonirender Gefühle ins Klare, wenn auch kalte Licht der Erkenntniß. Daß er als Glieder in Zusammenhängen erblickt, was er für unberechenbare Launen hielt, ist der erste Schritt, ihm zu einer Weltanschauung zu verhelfen. Und wer die erst besitzt, braucht die Nervosität nur noch halb zu fürchten.

Diese Aufgabe aber löst gerade Ibsen durch jenen Charakter seiner Kunst, den man ihm als „symbolistisch“ bald vorgeworfen, bald gepriesen hat. In seinen Menschen leben und wirken Mächte, die Mächte unserer Zeit, leben und wirken in ihrer ganzen Größe. Ober erhebt sich nicht in John Gabriel Borkman der Kapitalismus zu hinreißender Gewalt? Wo wäre die Brutalität des Industrieherrn je so erhaben geadebt worden wie hier? Umfließt ihn nicht die Glorie des Tragischen? In all dem Ringen und Unterliegen, das uns so klein und peinlich dünkt, die große Tragik aufzuzeigen, es damit aus dem Zeitlichen ins Ewige zu heben: Das ist die Großthat der modernen Dramatik, der nordischen in erster Linie. Den, der in den „Gespenstern“ nur die paralytische Demenz sieht, mag Lazarethluft daraus anwehen; aber ist nicht das Stück, im Ganzen genommen, ein furchtbares Mene Tekel von der erbarmungslosen Tendenz zur Gesundheit, die in der Masse lebt und alles Angefaulte auszujäten drängt?

Freilich: um Das zu fühlen, muß man Dichtungen hören gelernt haben; sonst werden sich leicht die dunkelfarbigen Einzelheiten, aus dem großen Ganzen herausgelöst, bedrückend aufs Gemüth legen. Und hier ist eben der Angelpunkt unserer ganzen Frage. Wenn auf viele Menschen die moderne Dichtung neuropathisch wirkt, so liegt es meist an ihnen, — oder besser: an ihren Erziehern, die nicht verstanden haben, ihren Geist auf solche Kunst hinzulenken. Es ist der ganze unsinnige Klassikertultus unserer höheren Schulen mit seinem bodenlos verlogenen Pseudo-Idealismus, wie er im Geschichts- und im Deutsch-Unterricht seine famossten Blüthen treibt, der der nervösen Zerrüttung unserer besten Persönlichkeiten die Wege ebnet. Von Darwin und Laine darf auch in Oberprima noch nicht gesprochen werden, wohl aber von Scherer und Ranke, deren Auffassungen als die gültigen festgelegt sind. Und es steht zu befürchten, daß die Sache noch schlimmer wird. Noch mehr als bisher sollen in Geschichte und Deutsch Kirchlichkeit und

Dynastizismus, Jambenbegeisterung und Vergangenheitslust gepflegt werden. Tote Welt- und Lebensanschauungen sind es, die den idealen Gehalt einer so verbildeten Jünglingsseele ausmachen; woher soll da die Möglichkeit kommen, die harte Lebenswirklichkeit ideal zu begreifen? Mit der Bibel und dem Lied von der Glocke läßt sich unsere Zeit nicht mehr fassen, so wenig wie unsere Kunst mit dem Laokoon und der Hamburgischen Dramaturgie. Das Einzige, was der ins Leben Tretende mit diesem geistigen Besitz anfangen kann, ist, ihn möglichst bald zu vergessen, sammt den schwülen Sonntagsabenden, an denen er Aufsätze darüber schreiben mußte. Aber gelingt dies Vergessen auch noch so rasch, so ist Eins vorher sicher erreicht: der Weg zum Verständniß des modernen Lebens ist versperrt.

Wie wenig aber diese kausale Verkettung erkannt ist, zeigen die Endforderungen einer an sich höchst verdienstlichen Bewegung, die wir in jüngster Zeit erlebt haben. Die geistige Nahrung, vor Allem die literarische, unserer Jugend ward untersucht und ein vernichtendes Urtheil über die verlassende und versimpelnde „Jugendschriftstellerei“ der Hoffmann, Rietz, Karl May und Genossen gefällt. Ihre Nachwerke sollten jeden höheren geistigen Flug von vorn herein lähmen. Zwischen gehaltlosen, unwahren Nährfäkalitäten, mit syrnpdicker Moral versüßt, und den rohen Schaudergeschichten der amerikanischen Prairie pendle hin und her, was unseren heranwachsenden Kindern geboten, von der Schulbibliothek eingehändigt, von den Eltern auf den Weihnachtstisch gelegt werde. Bis dahin war die Sache sehr beachtenswerth. Aber nun kam die Rehrseite. Man verlangte die Abschaffung der besonderen Jugendlecture überhaupt. Für das Kind sei das Beste gerade gut genug und ihm dürfe nichts Anderes gereicht werden als die Perlen der Dichtung; freilich nicht alle, sondern eine „Auswahl“.

Ich gestehe, daß ich nicht recht weiß, wer durch diese Forderung mehr verhöhnt wird: die Jugend oder die klassische Dichtung. So lange wir es nicht fertig kriegen, geschlechtsreife Kinder auf die Welt zu bringen, wird auch nichts daran zu ändern sein, daß erst die Pubertät der Schlüssel zu den höchsten affektiven und intellektuellen Erlebnissen der Menschenseele ist, wie doch unsere weimarische Dichtung gerade sie zum Gegenstande hat. Ich bin wirklich kein Optimist in der Beurtheilung unserer Schulen, aber die Lesebücher für die unteren Klassen, auch noch für die mittleren, scheinen mir kaum einer Verbesserung bedürftig. Der unheilvolle Abrutsch zum Klassikermonopol vollzieht sich erst oben in Sekunda und Prima. Und Rietz, May und Genossen in allen Unehren: aber ich gedenke hier eines Knabenjahrbuches, dessen Anregungen mich bis heute begleiten; Franz Hoffmanns „Neuer Deutscher Jugendfreund“ ist es, in dem freilich auch manches Werthlose steht, aus dem ich aber geradezu Perlen einer für die Jugend geeigneten Dichtung

herzuerforsuchen könnte. Die kosmopolitische Abgeklärtheit der weimarischen Zeit ist für einen Knaben einfach unsagbar und darum langweilig bis zur Qual; tausend Resonanzen aber finden wir in der jungen Seele für die Romantik deutscher Vergangenheit; und diese Resonanzen zu wecken, halte ich gerade gegenüber dem unerquidlichen neupreußischen Sedandauvinismus für eine erzieherische Pflicht ersten Ranges. Denn sind erst diese Töne angeschlagen, dann können wir dem Fünfzehnjährigen die Afforde der Freytag und Fontane bieten und dem Primaner „werden Kleist und Hebbel schon genug zu sagen haben; und da sind wir ja im Vorzimmer der modernen Dichtung, einen Schritt vor Ibsen. Wer verläßt denn heute die Schule mit Liebe im Herzen für die Klassiker? Daran ist aber nicht die vielgescholtene Methode schuld, sondern die klassische Dichtung an sich, eben weil sie niemals eine deutsche achtzehnjährige Seele ausfüllen kann. Aber theilt sie sich in den Platz mit Kleist, Freytag, Hebbel, Fontane, dann wird auch die Liebe nicht ausbleiben, und ist dem Jüngling eine Ahnung aufgedämmert von der wundervollen Linie, die von Gellert und Claudius über Goethe bis zu Hebbel und zur Gegenwart führt, dann wird er den Faden nicht so leicht verlieren, der ihn auch im Leben an die Kunst knüpft. Dazu gehört noch ein Geschichtunterricht, der nicht dynastische Jahreszahlen, sondern Kulturquerschnitte giebt, der die Zusammenhänge zwischen den wirtschaftlichen Grundlagen und den feinsten Geistesblüthen einer Zeit aufzeigt. Dann wird der Drang, auch die Lebenswirklichkeiten, die man am eigenen Leibe verspürt, ideell zu erfassen, eine Weltanschauung zu finden, in der sie Platz haben, unwiderstehlich werden. Natürlich nicht bei Allen, aber doch bei viel mehr Menschen als heutzutage.

Dann sehnt sich wohl auch Der, den die Wirbel des modernen sozialen Lebens den Tag über gefaßt und gerüttelt haben, gerade nach einer Stätte, wo er diese Erlebnisse nicht vergißt, sondern ihren tieferen Sinn erkennen lernt, sie eingliedert in die Nothwendigkeit des Seins und des Werdens. Und ob er dann die grandiose Epik Zolas, die glütige Resignation Fontanes oder die tiefgründige Symbolik Ibsens auf sich wirken läßt: immer wird ihm ein Weg sich zeigen, der ihn hineinführt in die größeren Berettungen und damit hinauf vom Endlichen ins Unendliche. Stets bleibt aber eine der größten Wahrheiten das Wort Schleiermachers: Religion sei Sinn und Geschmack fürs Unendliche; und wenn von Theologen heute mit Eifer die Religiosität als das sicherste Heilmittel gegen die Nervosität gepriesen wird, so weisen, unbewußt freilich, die Orthodoxen dem denkenden Menschen den Weg von ihnen fort zu den Versuchen moderner Weltanschauung. Kunst ist nicht Religion und kann sie nie ersetzen. Das soll scharf betont und der gedankenlosen Umdeutung eines mißverstandenen Goethewortes entgegengetreten sein; aber wenn eine Macht die neue Religion, nach der unser

Sehnen geht, vorbereiten half, so ist es unsere Kunst, besonders unsere Dichtung gewesen. Sie ist die wahre Trägerin des Sinnes und Geschmacks fürs Unendliche; und damit schleift sie uns, weit entfernt, neuropathisch zu wirken, im Gegentheil die beste Waffe gegen die Neurasthenie.

Vielleicht hält man mir hier voll Ironie die sichtbaren Thatsachen entgegen und weist auf das Premierenpublikum unserer Theater und die Stammfundschaft unserer Leihbibliotheken als wahre Blüthelesen entwerter, neurasthenischer Geschöpfe. Nun gehören aber neun Zehntel des Leihbibliothekenbestandes zum literarischen Schund, mit dem sich vornehmlich unsere Töchter und Frauen in ihrem meist völlig verdorbenen oder auch embryonal gebliebenen künstlerischen Geschmack füttern, um die reichliche Mußzeit ihres arbeit- und gedankenlosen Daseins auszufüllen. Fast alle Männer empfinden vor der äußeren Beschaffenheit dieser Bücher einen gewissen Ekel — die Ekelgefühle pflegen bei Frauen überhaupt schwächer zu sein — und die falsche Sparsamkeit des Deutschen, der sich eben nur schwer entschließt, ein Buch zu kaufen, thut ihr Uebrig. Die Theaterpremiere aber ist durch unsere literarische Reflektirtheit, durch die Zustände unserer Zeitungskritik und den ganzen verdorbenen Geist unserer sogenannten vornehmen Theater einfach zu einer pilanten Sensation geworden, die über den inneren Werth oder Unwerth einer dramatischen Schöpfung längst nicht mehr entscheidet. Auch fällt die Nervosität dieser Theaterbesucher meist unter ein anderes Kapitel. Im Deutschen Theater herrscht die westberlinische Hochfinanz jüdischen Blutes; und über deren Nervosität hat einer ihrer besten Stammesgenossen, hat gerade Oppenheim sich unzweideutig geäußert. Sie ist die natürliche Krankheit eines durch Inzucht geschwächten Volkes, dessen unsinnig verkehrte Jugenderziehung alles noch Gesunde in physischer und seelischer Beziehung zu erstickten angeht: physisch durch eine unglückliche Verzärtelung und Gewöhnung an raffinierte Behaglichkeiten, psychisch durch Erweckung eines krankhaften Ehrgeizes und Eigendünkels und durch Eintrichterung einer rein äußerlichen, renommitistischen Bildung. Daß eine so tief wurzelnde Nervosität durch die denkende Einsicht in die Zusammenhänge der Welt und des sozialen Lebens mit unserem Ich verhätet werden könnte, wird natürlich kein noch so großer Optimist erwarten.

Wenn die moderne Dichtung unausgesetzt der Gegenstand von Angriffen ist, so theilt sie zunächst damit nur das Geschick aller früheren Poesien. Selbst in den großen ästhetischen Zeitaltern, im athenischen und florentinischen, im versailleschen und weimarischen ist es nicht anders gewesen. Die Rückwärtschauenden, denen die Gegenwart kleiner scheint als die Vergangenheit, werden auch unter den Denkenden nie aussterben. Ihre Anschauung erwächst auf einer besonderen Hirnzellenbeschaffenheit, deren Geheimniß wir

noch nicht geküßt haben. Unbeirrt durch sie aber geht die Kunst ihren Weg; und was Großes an ihr ist, ringt sich zu bleibender Bedeutung durch. Der modernen Dichtung also schaden auch die Nervenärzte nicht, die sie verfolgen. Wohl aber Denen, in deren Interesse sie zu sprechen meinen: den Nervösen. Denn sie treiben sie nur in äußerliche Genüsse, in gehaltloses Getändel hinein, das dem Leiden keine Besserung schafft, weil es mit dessen Ursachen gar keine Berührung hat. Zehn Stunden aufreibenden Kampfes lassen sich nicht durch zwei Stunden graziosen Geplauders das Gleichgewicht halten. Das Wort: *Similia similibus curantur*, durch die Homöopathie etwas diskreditirt, ist, in tieferem Sinn verstanden, doch schließlich der Schlüssel zu aller erfolgreichen psychischen Behandlung. Und kaltes Wasser allein thut eben nicht, sondern die Psychotherapie ist das Hauptstück alles nervenärztlichen Heilvermögens. Hier aber sollte die Hilfe nicht zurückgewiesen werden, die dem Arzte die Kunst, insbesondere die Dichtung, zu leisten vermag.

Zwar gehöre ich nicht zu den Schwärmern, die von ästhetischer Kultur, Erziehung der Massen zur Kunst und ähnlichen Utopien träumen. Die großen ästhetischen Kulturen sind nie gemacht worden, sondern über die Völker gekommen, man weiß oft nicht, wie. Ich fühle mich weit entfernt davon, die Rolle der Kunst im Leben des Einzelnen wie der Gesamtheit zu überschätzen. Ich glaube, daß es sehr gesunde, sehr tüchtige, ja, wirklich große Persönlichkeiten geben kann, denen alle Kunst völlig gleichgiltig ist, und halte die erzwungene Aesthetisierung eines Volkes für ein im besten Fall nutzloses, vielleicht aber bedenkliches Beginnen. Die beim Nervenarzt Rath suchen gegen Neurasthenie, sind nicht immer, aber doch zum größeren Theile intelligente, oft außergewöhnlich befähigte Menschen, um so häufiger, je mehr wir uns der Grenze zur hysterischen Veranlagung nähern. Bei ihnen muß sich die Suggestion, die sie selbst suchen, der feineren geistigen Mittel bedienen. Sich zu amüsiren, um ihre Leiden zu vergessen, kann jedes alte Weib ihnen anrathen. Es gilt eben, gerade an Das zu knüpfen, was geistig den Haupteinschlag im Gewebe ihrer Sorgen bildet. Die Entscheidung, ob die Kunst dazu den geeigneten Faden abgeben kann, muß vom Nervenarzt erwartet werden; aber wo er davon überzeugt ist, kann es sich beim modernen „Nervösen“ nur um die moderne Kunst handeln.

Wirksamere als alle Therapie ist freilich die Prophylaxis, hier die Art der geistigen Erziehung. An deren Reform haben, wenn es wirklich schon ein Wenig besser geworden ist, die Ärzte leider sehr geringen Theil; und sie scheinen ihn einstweilen auch nicht vergrößern zu wollen. Binswanger bezeichnet es einmal als eine der wichtigsten öffentlichen Aufgaben des Arztes, den neuropathischen Einfluß der modernen Dichtung lahmlegen zu helfen. Heute stehen die meisten Ärzte solchen feingeistigen Fragen theilnahmelos gegen-

über. Das ist gewiß kein rühmlicher Zustand; aber fast möchte man sein Fortdauern wünschen gegenüber der Möglichkeit, daß insbesondere die Nervenärzte mit ihrer großen geistigen Macht über Hunderte von Gebildeten jener Lösung folgten. Man könnte nur wehmüthig sagen: Sie wissen nicht, was sie thun. Das aber ist ein schwacher Trost; denn die richtende Geschichte, auch wir Aerzte sollten es nicht vergessen, hat das milde Wort vom Kreuz noch nie als Entlastung der Schuldigen gelten lassen.

Heidelberg.

Dr. Willy Hellpad.



Kaufmännische Schiedsgerichte.*)

Nachdem durch das Reichsgesetz vom neunundzwanzigsten Juli 1890 für die gewerblichen Arbeiter besondere Gerichte zur Entscheidung der aus dem Arbeitsverhältniß entspringenden Rechtsstreitigkeiten (die *Gewerbegerichte*) geschaffen worden waren, regte sich bei den Handlungsgehilfen mächtig der Wunsch nach ähnlichen Einrichtungen. Sämmtliche Gehilfenverbände nahmen die Forderung kaufmännischer Schiedsgerichte auf und immer lauter ertönten die Rufe nach Sondergerichten zur Entscheidung der Prozesse aus dem kaufmännischen Dienstvertrag.

Gegenüber dem Drängen von tausend und abertausend stimmberechtigten Bürgern konnten die politischen Parteien nicht gleichgültig bleiben. Ohne Ausnahme suchten sie sich den Wünschen der unablässig petitionirenden und raisonnirenden Handlungsgehilfen gefällig zu zeigen und Centrum so gut wie Sozialdemokraten, Rationalliberale wie Antisemiten brachten beim Reichstage Initiativanträge ein, in denen die Errichtung kaufmännischer Schiedsgerichte begehrt wurde. Auch die Konservativen und die Freisinnigen wollten natürlich in diesem Wettlauf um die Gunst der Wähler nicht zurückbleiben; und so erklärten sie denn bei jeder Gelegenheit, sie brächten den Bestrebungen der Handlungsgehilfen das größte Interesse entgegen und würden gern einem Schiedsgerichtsgesetz ihre Stimme leihen. Nur Einer unter den 397 Erklärten ließ sich durch die ungestillten Bitten nicht beirren: Karl Ferdinand Freiherr von Stumm war selbständig oder starrköpfig genug, sich sehr entschieden gegen die geplante Neuerung auszusprechen. Ein Erbe ist dem Gewaltigen nicht geboren. Als in den letzten Tagen des Januar der Reichstag abermals die Frage diskutirte, wurde ein Widerspruch von keiner Seite vernommen. Auch die Regierung, die der Sache in früheren Jahren stets eine dilatorische Behandlung angedeihen ließ, ist jetzt nachgiebig geworden. Nächst haben Graf Posadowsky und sein Vertreter die

*) Nachdem ich meine Auffassung des Planes, kaufmännische Schiedsgerichte zu schaffen, in einer juristischen Fachzeitschrift („Archiv für bürgerliches Recht“, Band 20, Heft 3) erörtert habe, sei es mir gestattet, sie nun auch vor einem größeren Leserkreise kurz darzulegen.

feierliche Erklärung abgegeben, das Hohe Haus werde in naher Zukunft den gewünschten Gespentswurf erhalten. An der Einführung kaufmännischer Schiedsgerichte ist danach nicht mehr zu zweifeln.

Welche Organisation den neuen Gerichten gegeben werden soll, ist noch nicht bekannt. In der Hauptsache sind zwei Vorschläge aufgetaucht, die in Frage kommen können. Von ihnen empfiehlt der eine eine Angliederung an die Amtsgerichte, während der andere die Schaffung besonderer Kammern an den Gewerbegerichten oder besonderer Gerichte nach Art der Gewerbegerichte fordert. Jenem begegnen wir im Antrage Bassermann, dieser ist im Antrag Raab enthalten. Welchem der beiden Vorschläge die Regierung den Vorzug giebt, hat man bisher nicht gehört. Auch über die Fragen der Besetzung der Gerichte (mit zwei oder vier Beisitzern?), der Normirung der Berufungsgrenze (Zulässigkeit bei einem Streitgegenstand von 100, 300 oder 500 Mark?) und der Gestaltung der Berufungsinstanz herrschen unter den Freunden der kaufmännischen Schiedsgerichte Meinungsverschiedenheiten; einige dagegen sind alle Anhänger in der Forderung, daß die Richter, die als Beisitzer mitwirken sollen, aus freien, von den Geschäftsinhabern und den Angestellten getrennt vorzunehmenden Wahlen hervorgehen müßten.

Frägt man nach den Gründen, die für den Anspruch auf Einführung kaufmännischer Schiedsgerichte bestehen, so pflegt in erster Linie der Umstand genannt zu werden, daß der zur Entscheidung der Streitigkeiten zwischen Prinzipalen und Handlungsgehilfen jetzt offenstehende ordentliche Prozeßweg zu lang und zu kostspielig sei. Nun haften die Mängel der Vangwierigkeit und Kostspieligkeit unserem heutigen Gerichtsverfahren ganz unzweifelhaft an. Aber da man doch nicht sagen kann, daß hierunter allein oder auch nur hauptsächlich die im Handel Angestellten zu leiden haben, so fehlt diesem Grunde die Beweisraft. Jene Mängel können wohl das Verlangen nach einer Beschleunigung und Verbilligung der Prozeßführung überhaupt begründen; zur Rechtfertigung gerade kaufmännischer Sondergerichte vermögen sie nicht zu dienen.

Sondergerichte werden nothwendig, wenn der Richter zur Beurtheilung der Mehrzahl der Streitfälle besondere Fachkenntnisse besitzen muß, wenn seine juristische Vorbildung bei der Rechtsfindung regelmäßig nicht ausreicht. Im Ernst läßt sich aber doch nun nicht behaupten, daß zur Entscheidung der Prozesse, die die Handlungsgehilfen und Lehrlinge mit ihren Prinzipalen auszutragen haben, kaufmännische Fachkenntnisse erforderlich seien. Diese Streitigkeiten drehen sich um den Antritt, die Fortsetzung oder die Auflösung des Dienstverhältnisses; um die Ausstellung oder den Inhalt eines Zeugnisses; um die Leistungen und Entschädigungsansprüche aus dem Arbeitsverhältnis; weiter um die Rückgabe von Zeugnissen, Legitimationen und Kauttionen, die aus Anlaß des Dienstverhältnisses übergeben worden sind; endlich um Ansprüche auf Zahlung einer Vertragsstrafe wegen Nichterfüllung oder nicht gehöriger Erfüllung der eingegangenen Verpflichtungen. Ueberall sind es Rechtsfragen, Fragen der Auslegung von Gesetzes- und Vertragsbestimmungen, die der Entscheidung harren, und äußerst selten nur wird der Richter Gelegenheit finden, spezifisch kaufmännische Kenntnisse zu verwerthen. Mit der Unfähigkeit der ordentlichen Richter zur Beurtheilung der einschlägigen Verhältnisse wird man also nicht operiren dürfen.

Eben so wenig aber erscheint die Forderung nach kaufmännischen Fach-

gerichten wirtschaftlich gerechtfertigt. Die Zahl der Streitigkeiten zwischen Geschäftsinhabern und ihren Angestellten ist nämlich nur sehr gering. In ganz großen Städten kommen solche Prozesse ja nicht selten vor; in mittleren und kleinen Städten jedoch begegnet man ihnen nur so vereinzelt, daß hier für kaufmännische Schiedsgerichte kein Raum ist. Nun behaupten die Freunde der Schiedsgerichte allerdings, an der Seltenheit der Rechtsstreitigkeiten trügen die Mängel des gegenwärtigen Verfahrens die Schuld; die Angestellten nähmen aus Scheu vor der Umständlichkeit und Kostspieligkeit der Rechtspflege lieber viele tatsächliche oder vermeintliche Unbilden ruhig hin, als daß sie sich an die ordentlichen Gerichte wendeten. In einzelnen Fällen mag Vergleich schon vorgekommen sein. Das stumme Dulden bildet aber gerade in unserer Zeit ganz sicher nicht die Regel.

Wäre das Bedürfnis nach kaufmännischen Schiedsgerichten wirklich so dringend, wie ihre Anhänger behaupten, so würden doch wahrscheinlich die in Deutschland bestehenden fakultativen kaufmännischen Schiedsgerichte stark in Anspruch genommen. Das ist aber durchaus nicht der Fall. So wurden bei dem in Hannover bestehenden Fachgericht im Jahre 1900 nur achtzehn Prozesse anhängig gemacht. Das Schiedsgericht in Braunschweig konnte im Anfang seines Bestehens manchmal als Vermittelungsamt in Thätigkeit treten, wurde in der letzten Zeit aber gar nicht mehr angerufen. Beim kaufmännischen Schiedsgericht in Osnabrück wurde im Verlauf eines Jahres ein einziger Streitfall angemeldet; und das Schiedsgericht in Stolp, das mit Beginn des Jahres 1900 ins Leben trat, ist bisher überhaupt noch nicht angegangen worden. Kann man es, angesichts dieser Erfahrungen, der augsburger Handelskammer verdenken, wenn sie den ganzen Värm um die kaufmännischen Schiedsgerichte für „eine reine Modesache“ erklärt?

Zu Gunsten der kaufmännischen Schiedsgerichte wird endlich noch angeführt, ihre Einrichtung werde in sozialer Beziehung erfreulich wirken; die gemeinsame Thätigkeit von Arbeitgebern und Arbeitnehmern, bei der beide Theile gleichberechtigt einander gegenüberstünden, werde dazu führen, die gegenseitige Werthschätzung zu erhöhen. Allein auch dieser Hoffnung wird die Erfüllung versagt bleiben. Im Gegentheil ist zu befürchten, daß die Einführung der Schiedsgerichte — von der man sich ja eine Vermehrung der Prozesse verspricht und die den Kampf eum die Wahl der Weisiger herausbeschwört — nicht zur Versöhnung beitrage n, sondern erst recht Zwiespalt schaffen und vergrößern werde. Bezweifeln wird man auch müssen, daß kaufmännische Schiedsgerichte, deren Weisiger durch Wahlen bestimmt werden, die nöthige Gewähr für eine unparteiische Rechtsprechung bieten. Ein Weisiger, der aus stürmischen Wahlen hervorgegangen ist, leidet an Voreingenommenheit und Befangenheit. Er wird nicht das Recht zu finden, sondern die Sonderinteressen seiner Standesgenossen zu fördern versuchen und darum niemals ein guter, ein gerechter Richter sein können.

Bedenkt man endlich, daß durch die Schaffung kaufmännischer Schiedsgerichte der Grundsatz der ordentlichen Gerichtsbarkeit abermals durchbrochen wird, so wird man sich, trotz dem Reichstag, für die Neuerungen schwerlich begeistern können.

Ghemnig.

Vandrichter a. D. Ernst Mumm.



Onze dappern burghers*).

Greift an das Werk mit Häufen!
 Das Recht hilft nicht mehr;
 Ihr Besten, ihr Getreuten,
 Zur That, zur Gegenwehr!

Als die beiden kleinen Burenrepubliken dem gewaltigen Albion den Fehdehandschuh hinwarfen, „entschlossen, für ihre Freiheit und ihr Recht zu kämpfen bis zum letzten Mann“, „tot de bitter end“, da kannte die Begeisterung in Deutschland keine Grenzen. Die alten Märchen von der zähen Tapferkeit der Buren, ihrem glühenden Freiheitsdrang, ihrer heißen Vaterlandsliebe, ihrer tiefen Gottesfurcht und vorbildlichen Reinheit der Sitten wurden wieder aufgestrichen. Kein Wunder, daß viele Hunderttausende „Zu den Waffen!“ riefen und daß einige Hundert ihr Wort in die That umsetzten und über das Meer eilten, um mit den bedrängten „stammverwandten Brüdern“**) Schulter an Schulter gegen die Morbhanden der Chamberlain und Cecil Rhodes zu kämpfen und zu bluten. Haben doch die Deutschen zu allen Zeiten zahlreiche Rekruten für die Heere um ihre Freiheit kämpfender Völker gestellt. In den deutschen Offiziercorps war die Kriegelust so groß, daß eine „Allerhöchste Kabinettsordre“ nöthig schien, die allen Offizieren die Theilnahme am Kriege untersagte. Trotzdem und trotz den offiziellen Dementirungen haben viele aktive Offiziere unter dieser oder jener Begründung ihren Abschied erbeten und in den Reihen der Buren mitgekämpft; der größere Theil der im Burenheer kämpfenden deutschen Offiziere war freilich schon früher aus dem Armeeverband geschieden.

Die Transvaalregierung hatte öffentlich erklärt, daß sie keine Werbungen beabsichtige, daß ihr aber freiwillige Mitkämpfer willkommen seien. Wie sehr es ihr damit ernst war, geht daraus hervor, daß allen Ausländern ohne Unterschied, die die Waffen für die Republik aufnahmen, das volle Bürgerrecht gewährt wurde. Leyds schrieb aus Brüssel an deutsche und österreichische Offiziere, die ihn um nähere Auskunft über ihre Aussichten in der Transvaalarmee baten, sehr diplomatisch: daß er zwar keine bestimmten Zusagen in irgend einer Hinsicht machen könne, daß sie aber der Transvaalregierung in jedem Falle sehr willkommen seien und in entsprechenden Stellungen in der Burenarmee Verwendung finden würden. Diese entsprechende Verwendung bestand darin, daß man ihnen, vom altgedienten Obersten und Führer eines deutschen Reiterregimentes bis zum jungen Lieutenant, ein Gewehr und einen Gürtel mit sechzig Patronen umhängte und ihnen sagte: „Loop, schiet“! Das heißt: Du darfst mitschießen, hast im Uebrigen aber hier nichts zu sagen und Dich in unsere Angelegenheiten nicht einzumischen. Wenn von den unglaublichen Zuständen in der Burenarmee und der unwürdigen

*) Eins mans red ist eine halb red; man soll die teyl verhoören bed: nach dem guten altdeutschen Spruch wird auch diese zunächst befremdende Darstellung südafrikanischer Kriegszustände selbständig denkenden Lesern willkommen sein.

**) Einige der weitestverzweigten Burenfamilien sind: die Joubert, Du Toit, Du Plessis, De la Rey, De Wet, Theron, Malherbe, Olivier, Karais, De Villiers, Rousseau, Jourie, Malan, Fouché, Le Roux, De la Croix u. s. w.

Behandlung der freiwillig mitkämpfenden Ausländer so wenig in Deutschland bekannt geworden ist, so liegt der Hauptgrund wohl darin, daß es nur wenige deutsche Zeitungen gab, die den Muth gehabt hätten, ihren Lesern eine wahrhaftige Schilderung der Zustände zu geben, auf die Gefahr hin, neun Zehntel ihrer Abonnenten zu verlieren. Ueber die Stimmung der aus allen Erdtheilen herbeigeeilten Freiwilligen ist in Deutschland sehr wenig bekannt geworden. In Johannesburg erschien während des Feldzuges eine internationale Ansichtspostkarte, die die Wappen sämmtlicher in den Freiwilligen-corps vertretenen Nationen trug und unter jedem Wappen einen entsprechenden Kernspruch. Der für die allgemeine Stimmung sehr bezeichnende Spruch der Deutschen lautete:

„Uns hat ja nicht die Liebe (zu den Buren),

Uns hat der Haß vereint“ (gegen die Engländer).

Die Begeisterung war bei Denen, die ihre Sympathien für das Burenvolk nicht nur durch Abfingen der Volkshymne und durch Massenversammlungen bekundeten, sondern mit den Waffen in der Hand dem bedrängten Volk zu Hilfe greift waren, sehr bald erloschen. Nach den offiziellen Listen standen etwa 6000 Deutsche im Burenheer; etwa 1500 davon waren aus Deutschland, Oesterreich, der Schweiz, Rußland, Amerika herbeigekitt.

Ich hatte, als ich meinen Abschied nahm, „um als Kriegsberichterstatter der Täglichen Rundschau nach Südafrika zu gehen“, meine Erwartungen sehr niedrig geschraubt; trotzdem sollten mir große Enttäuschungen nicht erspart bleiben. Wir deutschen, österreichischen und schweizer Offiziere auf dem Dampfer „Bundesrath“ waren gleich begeistert für das tapfere Volk der Buren, dessen Heldenthaten nach allen Berichten die eines Leonidas in den Schatten stellten. In Deutsch-Ostafrika, an dessen Küste der „Bundesrath“ einige Tage verweilte, erhielten wir unsere erste Abkühlung. In Dar-es-salaam leben viele Deutsche, die sich im Transvaal aufgehalten haben. Sie Alle hatten für die Buren wenig übrig und machten uns gegenüber daraus kein Gehehl. In Durban, wohin uns die Engländer unter dem Verdacht schleppten, daß der „Bundesrath“ Kriegscontrebande an Bord habe, hatten wir zum ersten Mal Gelegenheit, die „gänzlich verwahrlosten, aus den niedrigsten Volksschichten rekrutirten und von Sportsmen und anderen Civilisten in Uniform geführten englischen Truppen“ aus nächster Nähe kennen zu lernen. Es waren die Verstärkungen, die für Buller zum Entsatz von Ladysmith angekommen waren und in aller Eile auf der Bahn nach dem Kriegsschauplatz entsandt wurden. Es waren meist aktive Regimenter und ich kann ihnen nur das Zeugniß ausstellen, daß ich keinen Unterschied zwischen einer Eisenbahnverladung deutscher Truppen während der Herbstmanöver und dieser zur Front abgehenden Truppen bemerkt habe, — ausgenommen vielleicht den, daß Alles mit geringerer Anstrengung der Stimmbänder vor sich ging, als wir es in Deutschland gewohnt sind. Eine sonderbare Zülgung wollte, daß ich diesen selben Truppen wenige Wochen später im heftigen Feuer auf dem Plateau des Spionkopps mit dem Gewehr in der Hand gegenüberliegen sollte. Der in Durban gewonnene gute Eindruck verwandelte sich in Hochachtung, als ich am Morgen nach der Schlacht die englischen Schützengraben aufsuchte, in denen nach Fortschaffung der Verwundeten noch Mann bei Mann lag, so daß fast auf jeden Meter Graben ein Toter kam. Diese Truppen waren nicht verwahrlost, trotzdem sie sich aus den „niedrigsten“ (soll wohl heißen: ärmsten) Volksklassen rekrutiren.

Nach elstägigem unfreiwilligen Aufenthalt in Durban gelang es mir endlich, die Erlaubniß zur Rückreise nach Delagoa-Bai zu erhalten; ich war genöthigt, ein englisches Schiff, den „Umtali“, zu benutzen. Man munkelte damals — und die Cap- und Natal-Zeitungen bestätigten es — viel von Deutschen, die als Burenspione auf englischen Schiffen verhaftet worden seien, und ich war deshalb bei meiner Einschiffung nicht sicher, ob ich nun ohne weiteren Zwischenfall zur Burenarmee gelangen würde. Ich reiste mit einem schweizer Dragoneroffizier, der seinen Schnurrbart abrasirt hatte und dauernd aus einer kurzen englischen Weise rauchte, um für einen Engländer gehalten zu werden, so daß ihm schließlich ganz schlecht wurde. Da wir vom Englischen beide nicht viel verstanden, sprachen wir französisch mit einander, um uns nicht einem zufällig anwesenden Detektiv als Deutsche zu verrathen. Ich muß gestehen, daß ich damals von dem „Schutz des Deutschen Reiches“, unter dem ich angeblich stand, einen eigenen Begriff bekommen habe. Wir gelangten ohne weiteren Zwischenfall nach Delagoa-Bai. Nach vielen Schwierigkeiten erhielten wir hier endlich für viel Geld und viele gute Worte portugiesische Pässe, für noch mehr Geld und unter noch mehr Schwierigkeiten die ebenfalls notwendigen Pässe vom dem englisch gesinnten Konsul der Transvaalregierung, Herrn Pott, und saßen im Zuge nach Pretoria, neugierig, wie man uns bei den Buren aufnehmen werde. Wir hatten inzwischen schon Vieles gehört, was sehr, sehr wenig ermutigend klang; ein Herr, mit dem wir im Zuge bekannt wurden, sagte, man werde uns behandeln „wie einen Hund in der Regelsbahn.“ In Komati Poort, an der Transvaalgrenze, wo wir uns als Freiwillige für die Burenarmee zu erkennen gaben, wurden wir von dem Kommandanten, der einen deutschen Namen führte und zum Ueberfluß noch eine goldene Brille trug, aber nur holländisch sprach, herzlich empfangen. Er fuhr eine Strecke mit uns und stellte in dieser Zeit sehr viele Fragen an uns. Ueber die Art, wie wir in der Burenarmee verwendet werden würden, hatten wir schon merkwürdige Dinge gehört; unser Begleiter sagte, wir würden dem Stabe eines Burengenerals zugetheilt werden. Den Hohn, der darin lag, sollte ich erst später begreifen lernen. Als er uns endlich verließ, gab er uns einen jungen Buren mit, der uns bei Allem behilflich sein sollte, da wir als Fremde uns wohl schwer allein zurechtfinden würden. Dieser junge Mann nahm sich sehr freundlich unser an. Er war stets um uns bemüht, folgte uns auf Schritt und Tritt, — und entpuppte sich schließlich als einen Geheimpolizisten der Transvaalregierung.

In Pretoria suchte ich, nach einem Besuch beim deutschen Konsul, den Staatssekretär Reitz auf. Der oberste Staatsbeamte der Republik — und wie zu seiner Ehre gesagt sei, auch der ärmste Beamte der Republik und der einzige, der nicht gestohlen oder betrogen hat — empfing mich äusserst liebenswürdig. Er sprach glemlich fließend deutsch, bat mich jedoch, ihm meine Empfehlungsschreiben selbst vorzulesen, da ihm das Lesen des Deutschen Schwierigkeiten mache. Auf meine Frage, wie ich in der Armee verwendet werden solle — daß es Gehalt, Vöhnung, Kriegeslohn, oder wie man es nennen will, nicht gab und man gefälligst aus seinem eigenen Geldbeutel zu leben hatte und daß dieser recht inhaltsreich sein mußte, wenn man nur einigermaßen anständig durchkommen wollte, hatte ich auch schon vorher erfahren —, erwiderte er etwas verlegen, darüber habe der „Kommandant-Generaal“ allein zu bestimmen, in dessen Be-

fugulisse einzugreifen er nicht berechtigt sei. Uebrigens sei es allen Ausländern freigestellt, welchem Kommando sie sich anschließen wollten. Er gab mir jedoch ein Schreiben mit, in dem er mich Zoubert warm empfahl. Warum ich diesen Empfehlungsbrief niemals an Zoubert abgegeben, sondern mir als Kuriosum aufgehoben habe, wird Jeder verstehen, der die Verhältnisse und den alten Zoubert kannte. In den folgenden Tagen, in denen ich, um ein Pferd, Ausrüstung und Waffen zu erhalten, Stunden lang mit einem Stück Papier in Pretoria herumlaufen mußte, nachdem ich, um dieses Papier zu erhalten, Stunden lang vor den Bureauz untergeordneter Beamter hatte antischambrieren müssen, wurde ich von Kameraden, die sich die „Schweineret“, wie sie es sehr bezeichnend nannten, schon einige Zeit angesehen hatten, schonend auch noch des letzten Restes meiner Illusionen entkleidet. „Sie wollen uns gar nicht haben; sie betrachten uns als das säufte Rad am Wagen und gestatten uns gnädigst, mitzulaufen, da sie es Anstands halber nicht gut verhindern können.“

Eben hatte der Januar begonnen. Die siegreichen Buren standen in Natal und der Capkolonie. Ladysmith, Mafeking und Kimberley waren von ihren Heeren eingeschlossen, die Engländer überall aus dem Felde geschlagen. Der Hochmuth gegen die Ausländer kannte keine Grenzen. „Da seht Ihr, was Eure europäische Kriegskunst werth ist“, hieß es; man lachte uns ins Gesicht. „Ihr könnt bei uns viel, sehr viel lernen.“ Ein holländischer Arzt, also doch ein gebildeter Mann, versicherte allen Ernstes, man werde über kurz oder lang auch in den europäischen Armeen die veraltete Gefechtsweise fallen lassen und zu der der Buren übergehen müssen. Da er ein würdiger alter Herr war, so widersprach ich ihm nicht. Wohl aber habe ich oft Buren, die mir mit dem selben Unsinne kamen, gefragt, worin denn nach ihrer Meinung die großen Vorzüge ihrer Kampfweise beständen. Sie nannten meist die einfachsten Lehrsätze unserer europäischen (deutschen, russischen, französischen) Felddienstoffnungen, die zu Hause jedem Rekruten geläufig sind. Wenn ich dann erwiderte, daß man Das in allen modernen Armeen — zu denen man bei uns die englische allerdings nicht rechne — genau so mache, oder gar fragte, aus welcher Kenntniß europäischer Armeen denn die Herren ihr wegwerfendes Urtheil über alle europäischen Heeresverhältnisse herleiteten, so gingen sie gewöhnlich fort, um das selbe Thema mit irgend einem Deutsch-Afrikaner zu verhandeln, der vielleicht in seinem Leben nie einen deutschen Soldaten gesehen hatte.

„Welchem Kommando werden Sie sich anschließen?“ fragte ich in den ersten Tagen nach meiner Ankunft in Pretoria einen mir bekannten Manenoffizier, den ich mit geschultertem Gewehr in Khaki auf der Straße traf. Er nannte den Namen eines Burengenerals und fügte hinzu: „Der soll nämlich von Allen noch am Wenigsten deutschfeindlich gesinnt sein.“ Der größte Deutschhasser im ganzen Transvaal war der alte ehrliche Zoubert. Er haßte die „Mißlanders“, vor Allen aber die Deutschen, die seine verrätherischen Absichten mehr als einmal durchkreuzt hatten,* von ganzem Herzen und behandelte besonders

* Zoubert war ein Gegner des Krieges und versuchte mit allen Mitteln, zu denen auch die verrätherische Aufgabe der Belagerung von Ladysmith gehörte, in diesem Sinn auf den Präsidenten Krüger und den Volksraad einzuwirken.

die deutschen Offiziere schlecht. Dem in Velson gefangen gehaltenen Obersten von Braun, der als einer der ersten deutschen Offiziere bei Ausbruch des Krieges nach Transvaal ging und sich bei Zoubert meldete, stellte der alte Herr die wenig schmeichelhafte Frage, was er eigentlich wolle; und als Braun erwiderte, er sei gekommen, um in der Burenarmee gegen die Engländer zu kämpfen, erwiderte ihm Zoubert pagig: Van sat een roor en loop schiet (Dann nimm ein Gewehr und geh schießen). Die deutschen Berichterstatter meldeten damals gewissenhaft an ihre Zeitungen: „Oberst von Braun ist dem Stabe des Oberkommandirenden zugetheilt worden.“ Zoubert mußte dafür aber auch manche scharfe Erwiderung auf seine deutschfeindlichen Aeußerungen einstecken. Jeder Bürger hatte bekanntlich nach dem Kriegsgefeß, wenn er eine Anzahl Wochen im Felde gestanden hatte, das Recht, vier Wochen auf Urlaub zu gehen; da die meisten Urlauber es aber mit dem Wiederkommen nicht sehr eilig hatten, begannen sich die Kommandos bei Ladysmith so bedenklich zu lichten, daß die Beurlaubungen eingeschränkt werden mußten. Damit waren aber die burghors, denen der Krieg schon langweilig wurde, nicht zufrieden und Manche von ihnen kamen auf den Gedanken, sich selbst leichte Verwundungen beizubringen, um auf diese Weise nach Hause oder wenigstens ins Hospital zu kommen, wo sie sich auch ganz wohl fühlten. Solche Fälle kamen damals in allen Lagern vor. Als eines Tages ein Deutscher sich bei Zoubert meldete, um für zwei am Tugela verwundete Landsknechte die üblichen Pässe zu erhalten, meinte Zoubert verächtlich, die Weiden hätten sich wohl auch selbst verwundet, um Urlaub zu bekommen; worauf er die prompte Antwort erhielt: „Nein, General, es sind keine Buren.“

Trotzdem ich von Zouberts schlechter Behandlung der deutschen Offiziere schon gehört hatte, wollte ich die Bestätigung doch lieber aus eigener Anschauung haben und meldete mich im Hauptlager von Ladysmith bei dem Oberkommandirenden. Als ich auf die Frage: Wat will Gij? erwiderte, ich sei deutscher Offizier und wolle in der Burenarmee gegen die Engländer kämpfen, verzog sich sein von einem struppigen grauen Bart umrahmtes Gesicht zu einem fröhlichen Grinsen und sein zum Frühstück (oder Kriegsrath — genau wars nicht zu unterscheiden —) versammelter, aus einem Kreise wohlgenährter, langbärtiger Buren bestehender Stab brach in ein höhnisches Gelächter aus, während Einer von ihnen selbstbewußt sagte: „Unsere Kriegsführung muß doch sehr gut sein, daß so viele deutsche Offiziere hierherkommen, um von uns zu lernen!“ Ich hatte gehört, was ich hören wollte, bestieg meinen Gaul wieder und trabte in der Richtung auf das Lager des deutschen Corps weiter. Während des einsamen Rittes auf der staubigen, von der glühenden Januarsonne ausgebröckelten Straße hatte ich Zeit, darüber nachzudenken, was ich nach dem bisher Erlebten und Gesehenen noch in der Burenarmee wolle. Durchgeritten, müde, hungrig und verstimmt langte ich gegen Abend im Lager des deutschen Corps an. Auch hier war Manches anders, als es sein sollte, und Alles anders, als man es in den deutschen Zeitungen lesen konnte. In dem bekannten Kampf um den Spiontop am Tugela erhielt ich meine Feuerkanne und zugleich Gelegenheit, die kriegerische Thätigkeit der Buren aus nächster Nähe zu bewundern. Wie alle zur Vornahmearmee vor Ladysmith gehörenden Läger hatte auch das deutsche Corps einen Theil seiner Mannschaft zum Schutze der Tugelalinie gegen die

Entsagungsverfuche Bullers abgegeben. Am dreißigzwanzigsten Januar lief abends im Lager vor Vadyimith die Bottschaft ein, ein Angriff der Engländer stehe am Tugela bevor. Ich ritt am nächsten Morgen früh los und langte gegen Mittag am Spionkop an. Unterwegs hatte ich von einigen Buren, die nach ihrem Lager zurückritten, gehört, daß die Engländer in der Nacht den Spionkop gestürmt hätten und daß „Alles verloren“ sei. Von Weitem schon hörte ich Kanonendonner und heftiges Gewehrfeuer, untermischt mit dem kurzen, scharfen Knall der Maxim-Geschütze. Als ich, über die von zu hoch gehenden englischen Schiffsgranaten bestreute Ebene galoppirend, mich den Höhen näherte, auf denen gekämpft wurde, bot sich mir ein Anblick, den ich nie vergessen werde. Aengstlich zusammengedrängt, einzeln und in kleineren und größeren Klumpen unter dem Schuß des Bergabhanges sich verkriechend, hockten Hunderte und Aberhunderte von Buren, während oben am Rande des Plateaus eine sehr dünne Burenlinie, in der recht viele Ausländer waren, auf dreihundert Meter den englischen Schützengraben gegenüberliegend, ein heißes Feuergefecht führte. Kein Zureden und kein Drohen, kein Appelliren an ihr Ehrgefühl vermochte die im sicheren Versteck Sitzenden in die Feuerlinie zu treiben. Eine grimme Freude bereitete es mir später im Verlauf des Gefechtes, als einige der für uns bestimmten englischen Granaten, mit denen wir oben auf dem Plateau reichlich bedacht wurden, in einen solchen Haufen von „Drückerbergern“ am Bergabhange einschlugen. So schnell habe ich die Buren im Lauf des ganzen Krieges nicht wieder laufen sehen, trotzdem sie auch später darin Biehmliches leisteten.

Am Abend räumten die Engländer den Spionkop. Sie hatten furchtbare Verluste erlitten. Der Ruhm des Tages gebührt in erster Linie der Buren-Artillerie, dieser vorzüglichen, von deutschen und französischen Offizieren geschaffenen und nach der verachteten europäischen Methode eingezogenen und disziplinierten Truppe. Als die Engländer über den Tugela zurückgegangen und abgezogen waren, ohne daß die Buren, ihren Sieg ausnützend, sie verfolgten — denn in der Bibel, die ihre Felddienstordnung ist, steht: „Einem fliehenden Feinde soll man goldene Brücken bauen“ und Zoubert hatte verboten, „von hinten“ auf die Engländer zu schießen, weil es unchristlich sei —, da war die Freude groß. Onzo dapporn burghers konnten einander nicht laut genug zu ihrer Tapferkeit beglückwünschen. Wohl hörte man auch hier und da ein anerkennendes Wort über die Deutschen, die einen hervorragenden Antheil am Kampf genommen und verhältnismäßig große Verluste gehabt hatten; viel häufiger aber konnte man Aeußerungen hören über die „Dummheit“ der Deutschen, die nicht zu „sechten“ verstanden und deshalb so große Verluste im Vergleich zu den Burenkommandos gehabt hätten. Zwei Buren stritten nach der Schlacht über die Frage, wie viele von „unseren Leuten“ an einer Stelle der Gefechtslinie gefallen seien. Der Eine behauptete: Vier. „Rein“, sagte der Andere: „Drei; der Eine war nur („not“) ein Deutscher.“ Ich selbst hörte einen alten Buren vergnügt über den gewonnenen Sieg ausrufen: „Eerst jagen wir die Engländer aus dem Lande, und wenn wir damit fertig sind, dann schmeißen wir alle Ausländer raus.“ Ein Bur, den ich fragte, warum er nicht mit ins Gefecht gegangen sei, meinte treuherrzig: „Mensch hat doch zyn leven lief“. (Man hat doch sein Leben lieb.) Den Meisten fehlte jedes Verständniß für ihr klägliches Benehmen vor dem Feinde und deshalb hatten sie auch für die Tapferkeit der Ausländer keine Anerkennung.

Als ich am Morgen nach der Schlacht mit einem anderen Deutschen wieder auf das Plateau des Spionkops stieg, um den am Tage vorher gefallenen Lieutenant von Brisenwitz zu begraben, fand ich seine Leiche vollständig ausgeraubt und mit nach außen gefehrten Rock- und Hosentaschen; er war eben „nur ein Deutscher“. Die dappern burghers aber waren auch eifrig bei der Arbeit, die englischen Toten auszulündern. Da ihnen das Umbrehen der Taschen zu umständlich und bei den meist stark mit Blut befudelten Leichen auch zu unsauber war, schnitten sie gewöhnlich nur die Taschen von außen auf und entleerten sie so ihres Inhaltes.^{*)} Es war ein widerlicher, ekelhafter, empörender Anblick.

Ich habe dann eine Woche darauf in dem viertägigen Kampf bei Potgietersdrift am Tugela und später in Bothas Armee im Oranje-Freistaat in vielen Gefechten mitgekämpft. Ueberall aber war es das selbe Bild.

Die Volksstem, das offizielle Organ der Transvaalregierung, das mit größter Gewissenhaftigkeit jede Heldenthat ihrer „tapferen Bürger“ unter großem Aufwand der abgedroschensten Phrasen über Heldenthum, Freiheitliebe und Gottesfurcht verzeichnete, erwähnte mit keiner Silbe die zahlreichen Fälle, wo sich die Ausländer-Corps ausgezeichnet hatten. Stets hieß es: Onze dappern burghers... Wenn sie dagegen den Haß gegen alles Nichtholländische schüren konnte, that sie es gar zu gern. Als die deutsche Abtheilung von dem vereinigten Ausländercorps des französischen Obersten de Billebois nach allen Regeln des Kriegsstreites Lebensmittel auf einer Farm requiriren mußte, da sie trotz wiederholtem Ansuchen von der Regierung nichts erhielt, berichtete die Volksstem entrüstet über die „Plünderung einer Burenfarm durch die Deutschen“. Dieses Blatt hatte die Unverschämtheit, dem deutschen Freicorps unter Oberst Schiel die Schuld an der Niederlage bei Glendalslaagte in die Schuhe zu schieben, unter Hinweis auf die veralteten, den Anforderungen des jetzigen Krieges nicht gewachene Festweise der Deutschen, die den ungünstigen Ausgang verschuldet habe. Thatsächlich wurden die 85 — fünfundachtzig! — Deutschen, die nach einem scharfen Ritt am späten Nachmittag auf dem Schlachtfelde erschienen und tapfer in das bereits verlorene Gefecht eingriffen, von den Buren schmählich im Stich gelassen. Leider hat die von der Volksstem verbreitete Lüge nicht nur in allen Burenlagern Gehör gefunden, sondern ist auch in viele deutsche Zeitungen übergegangen.

Der Rückzug der Buren durch den Freistaat und über den Vaalfluß war eine einzige Flucht. Brachten die Rundschaffer die Meldung: „Die Engelsche kommen“, dann gab es kein Halten mehr. In fünf Minuten war das Lager abgedroschen und von der ganzen Burenarmee auch nicht ein Pferdeschwanz mehr zu sehen. Das deutsche Corps^{**)} bildete während des ganzen Rückzuges durch den Freistaat die unfreiwillige Arriergarde von Bothas Armee, da es, auf schlechten Pferden beritten gemacht und häufig Scharnikel mit den englischen

^{*)} Es giebt zwei photographische Aufnahmen vom Schlachtfeld auf dem Spionkop, die auch in deutschen illustrierten Zeitschriften erschienen und auf denen man deutlich an den Uniformen der gefallenen Engländer die Spuren des Leichenraubes erkennen kann.

^{**)} Es gab drei deutsche Corps: eins in Natal, eins im Oranjestaat und eins im internationalen Corps Billebois.

Avantgardentruppen liefernd, stets einige Tagemärsche hinter den Burenkommandos zurück war. Hatten diese dann auf der großen Retirade wieder einmal Halt gemacht und wir kamen auf unseren ausgehangerten Pferden und selbst oft Mangel leidend im Laager an, dann hatten sie die inzwischen angekommenen Proviantvorräthe gewöhnlich brüderlich unter sich getheilt und für uns war nichts übrig geblieben. Den anderen Ausländercorps, so weit sie noch existirten, ging es nicht besser. Im Gefecht, wo man sie nicht entbehren konnte, stellte man sie vornan; im Uebrigen aber behandelte man sie als die „dummen Mitländer.“ Es ist daher kein Wunder, daß auf dem weiteren Rückzuge sich in Johannesburg das deutsche Corps auflöste und ein großer Theil der zerstreut unter den Burenkommandos sechtenden Ausländer in Johannesburg und Pretoria zurückblieb. Zu Hunderten waren während des Rückzuges die Buren auf ihren Farmen zurückgeblieben und übergaben sich den Engländern, so daß Botha von den zehntausend Mann, die er am Sand-River noch unter seinem Kommando vereinigte, beim Durchmarsch durch Pretoria keine Tausend mehr hatte, — Nebenbei aus der Capkolonie und Natal, Ausländer und Buren aus dem von den Engländern noch nicht okkupirten nördlichen Transvaal. Als am fünften Juni 1900 die Engländer in Pretoria einrückten und den wüsten Plünderungszügen, die sich in den letzten Tagen vor der Einnahme der Stadt dort abspielten, ein Ende machten, da wollte das Durrageschrei der Bevölkerung kein Ende nehmen; von der eifigen Ruhe, mit der die Einwohner die einziehenden Truppen empfangen haben sollen, war nichts zu merken. Als die Engländer später ein weitverzweigtes Spionagesystem einrichteten, ist mehr als ein Ausländer, der gegen die Engländer im Felde gestanden hatte, von Buren denunzirt worden, die sich damit einen Nebenverdienst machten. Die zahlreichen Deutschen, die in Pretoria von den Engländern ins Gefängniß gesperrt wurden, hatten unter der schlechten Behandlung viel zu leiden; die Gefängnißwärter, geborene Transvaaler, die der Quere den Treueid geleistet hatten, suchten ihre nun plötzlich „loyale“ Gesinnung durch ruppige Behandlung der gefangenen Ausländer zu beweisen. Als eines Tages — ich theilte mit einem anderen deutschen Offizier eine Zelle — auf dem Hof zum Antreten und zur Arbeitvertheilung gerufen wurde, blieben wir ruhig in unserer Zelle, sicher, daß unsere Abwesenheit bei der großen Zahl der Gefangenen nicht bemerkt wurde. Ein junger Bur, der auch Kriegsgefangener war, ging an unserer Thür vorbei und rief uns zu, wir müßten hinausgehen. Wir erwiderten, er möge sich nur um seine eigenen Angelegenheiten kümmern. Wenige Minuten später kehrte er mit einem Gefängnißbeamten zurück, dem er uns angezeigt hatte.

Inzwischen hat sich Vieles geändert. Der zähe Widerstand, den die letzten Reste der noch kämpfenden Buren leisteten — und dem Niemand die Anerkennung versagen kann —, hat die eine Weile wohl etwas abgekühlte Burenbegeisterung in Deutschland wieder angefaßt. Der Abschluß des südafrikanischen Trauerspiels aber — denn ein solches ist es für beide Parteien — sollte uns Deutschen gleichgiltiger sein. Die Engländer verdienen gewiß nicht, daß sie die Früchte ihrer Raubpolitik ungestraft genießen. Den Buren aber sollten wir nicht vergessen, daß sie die Opfer an Leben und Freiheit, die so viele deutsche Männer ihnen brachten, hier in Afrika nur mit Spott und Verachtung belohnt haben.

Selbstanzeigen.

Sommernächte. Verlag von Rudolf Beust. Straßburg 1902.

Erst hatte ich die Absicht, meinem lyrischen Erstling eine Vorrede vor-
auszuschicken. Dann wollte ich einige Kritiken abwarten, um meine Ansichten
und Absichten sich klären zu lassen. Vor Allem würde es sich um die Form
gehandelt haben. Was ist denn im letzten Grunde die Form einer Dichtung?
Das, was für den Musiker der „Takt“ ist; und auch Wagner kennt den Takt,
obwohl seine Melodien über alles Konventionelle hinwegbrausen. „Melodie“
im Sinne der alten Oper ist nicht überhaupt die Musik. So ist auch ein Unter-
schied zwischen „Vied“ und „Gedicht“. Die Stimmungen der „Sommernächte“
konnten gar nicht in Viedform gebracht werden; sie brauchen nur den Rhythmus,
den sie selbst bedingen; und wie die Form des Liedes eine musikalische „Ein-
theilung“ ist, so mußte es mir darauf ankommen, eine der Stimmung ent-
sprechende Kadenzierung zu finden: das Gewand mußte sich ganz eng anschmiegen,
das Gewand mußte schon in seinen Linien Musik, Harmonie sein. Die Polzianer,
die ja auch die Reindufesei verwerfen, kennen nur eine „Form“ für den Verstand
und das Auge; das Gedicht soll aber innerlich Plastik sein, klingende Plastik,
der jede äußere Schönheit geopfert werden muß. Ehen so verfehlt ist der gehackte
Toussak, dem wir heute häufig begegnen. Wir dürfen nicht vergessen, daß das
(geschriebene) Gedicht aus der musikalischen Stimmung geboren wurde, aus dem
Bedürfnis, das Unbestimmte in Worte zu drängen. Bittert aber kein Ton in
den Worten, so haben wir Prosa oder Rhetorik. Ich wollte keine Theorie auf-
stellen, sondern einige Anregungen geben. Nicht eine Schälmei träumt mehr
in unserem Lied: ein Orchester umrauscht uns mit schwerem Flügelschlag. Nicht
das grüne Thal durchzieht der fröhlich wandernde Bursch in unseren Gedichten:
der Geist fliegt durch den Weltenhimmel. Der Kosmos ist „Heimath“ geworden.
Wir fühlen uns als Pflanzen, die leben, aus Sommernächten der Sammlung
der Sonne aufstreben, der höchsten Entfaltung ihrer Bluth und Pracht. Das ist
unsere einzige, unsere gewaltige Mission. Und sie ist nicht Last: wir sind ja
eins mit der ungeheuren Welt der Sterne, in allen Adern brennt die Sonne,
sie ist Gott, schöpferischer Geist. Unsere Kultur, Fabriken und Maschinen sind
auch nur „Natur“, Ausfluß und Konzentration, potenzierte Aeußerung der Natur.
Auch ihr Lied dröhnt in dem großen Hymnus der Kraft, der Sonne. Und Alles
wird zur Symphonie. Unser Ohr hat sich an die Dissonanz gewöhnt. Sie
„belcidigt“ nicht mehr. Wenn in noch so geringem Maße: die Ahnung dieser
Welten-symphonie schwingt in unserem Dichten in blendenden Sonnenfarben. So
gehen wir dem Reiche des Lichtes entgegen. In ihm werden wir endlich unsere
„Bestimmung“ finden und verstehen lernen. „Nichts ist herrlicher als die Sonne!..“

Straßburg.

René Schidole.

Wanderungen. Kommissionsverlag J. Littauer, München. Preis 3 Mark.

Das Buch ist mit der bekannten hollenschen Type sehr schön auf edstem
Van Geldern gedruckt und wirkt auf jedem Büchertisch vornehm; namentlich,
wenn man es nicht aufschneidet. Sogenannter Buchschmuck fehlt. Der Schmuck

meines Buches ist die Druckanordnung. Es enthält dreißigundzwanzig Gedichte, darunter zwei längere epische. Von ihnen erscheinen mir heute drei lyrische Gedichte gut, das eine epische interessant; von den übrigen sechs als gute Mittelwaare, dreizehn als mißlungen. Einzelne meiner Freunde urtheilen anders. Wer wissen will, wessen Urtheil richtig ist, muß das Buch nicht nur kaufen, sondern auch aufschneiden. Ich gebe hier nur noch ein Citat:

Was ist es, das uns in der Scheidestunde
An diesen Blick auf Strom und Hügel bannt?
Was, das aus dieser Thäler ernster Kunde
Im Schweigen und den Arm entgegenspannt?

Die Sonne sinkt, die Wolken stehn in Flammen,
Aus grünen Tiefen eine Stimme raunt:
„Was jögert Ihr? Im Meer der Zeit entschwammen
Die Stunden längst, die Ihr noch müd bestaunt.“

Schelt hin, schon senken sich die Nebelschatten,
Schelt hin, schon schwindet all die bunte Pracht,
Schelt, wie sich Licht und Finsterniß begatten,
Die zeugen die geheimnißtrunkne Nacht.

Geht schweigend, geht! Was soll das matte Zaudern?
Ihr schwindet auch, wie bieser Tag entschwand“ . . .
Wir stehn noch immer, stehn im großen Schaudern,
Ich fühl' in meiner Deine kalte Hand.

München.

Felix Paul Grebe.



Die wissenschaftlichen Grundlagen der Graphologie. Mit 31 Tafeln.
Verlag von Gustav Fischer, Jena 1901.

Zum ersten Mal werden hier in streng wissenschaftlicher Weise die Beziehungen zwischen Handschrift und Charakter auseinandergelegt. Die Schreibbewegung wird als eine Kombination von willkürlichen und unwillkürlichen Bewegungen dargestellt. Wie in jeder Pantomime, so kommt auch in ihr zunächst die individuelle Bewegungsphysiognomie zur Geltung: Ausgiebigkeit, Geschwindigkeit, Nachdruck, Gleichmäßigkeit der Bewegung, Grad des Spannungszustandes der Muskulatur, Neigung zur Streckung oder Beugung, Vorwiegen mehr eckiger oder mehr abgerundeter Bewegungsformen u. s. w. Indem ich nun zeige, wie diese physiognomischen Eigenarten in der Handschrift zur Fixation gelangen, und den Zusammenhang zwischen ihnen und bestimmten Charaktereigenschaften aufdecke, gelingt es mir, damit eine wichtige Brücke zwischen Handschrift und Charakter herzustellen. Zur Veranschaulichung dieser Ableitungen und zur Sicherung der Beweisführung werden Schriften Geisteskranker aus gesunder und kranker Zeit mit einander verglichen. Auch die mehr willkürlichen Faktoren, die die Form der Schriftzüge beeinflussen, sind bestimmten Gesetzen unterworfen. Diese — besonders die von den Psychologen gewonnenen Ergebnisse über die Abhängigkeit des individuellen Formengeschmackes von bestimmten Charaktereigenschaften — und eine Reihe sonstiger Erwägungen dienen dazu, weitere hand-

schriftliche Eigenarten dem wissenschaftlichen Verständniß näher zu bringen. Von unbegründbaren Spekulationen und von der in der Graphologie bisher herrschenden Pseudoempirie habe ich mich ganz ferngehalten. Die Sprache ist allen gebildeten Laien verständlich.

Dr. Georg Meyer.

•
's Re'ment. Verlag von Heinrich Minden, Dresden.

Wenn die Falten des Lachens und Weinens sich fester ins Antlitz des Menschen einzugraben beginnen, erscheint ihm die Jugend wie ein goldener Traum, von dem er gar gern nur eine kurze Spanne wieder sein eigen nennen möchte, — je nachdem: um sie noch einmal zu durchkosten, oder, um sie besser auszunutzen. Die Jugend denkt leichter über Das, was sie hat, sie giebt ihre Zeit mit vollen Händen aus, ohne an Sparen zu denken, und vielleicht gerade deshalb ist die Jugend so schön. Sie hat ja so endlos viel Zeit; das ganze Leben mit all seinen Bergen, Thälern und weiten Ebenen liegt ja noch vor ihr! So denken auch die jungen Dilettanten in meinem Roman, die Kameraden des „Re'ments“. Von ihrem Jugendübermuth, ihren tollen Streichen handelt er. Aber auch von ihrem treuen Zusammenhalten, von Freundschaft bis zum Tode, von heiliger und unheiliger Liebe, von Genießen und Entsagen, von Sünde und Ueberwinden. Mir schienen diese kraftvolle Skrupellosigkeit und dieser Humor, dem nichts heilig ist, doch auch diese einzigartige Kameradschaft und dieser heilige Ernst, diese rücksichtslose Genußsucht neben kindlichem Frohsinn der Schilderung werth. Und zwar einer Schilderung ohne Vorurtheil, einer künstlerischen Gestaltung „mit dem Anschein äußerster Naturwahrheit“, wie es einmal in dem Buche heißt. Ein Bilderbuch des Lebens in bunten Farben, lichten und düstern, — allerdings nur für Große.

Zehlendorf.

Felix Freiherr von Stenglin.



Das Centralkartell.

Kartelle aller Branchen, vereinigt Euch!“ Diese Variante des weltberühmten „Veitstages“, den Marx der internationalen Arbeiterorganisation auf den Weg gab, konnte an den Wänden des berliner Saales prangen, in den neulich die Vertreter aller Unternehmerverbände Deutschlands berufen waren. Die selben Leute, die sonst nicht laut genug gegen jede von Proletariern geschaffene, bessere Arbeitsbedingungen aufstrebende Vereinigung wettern konnten, bemühten sich hier, eine Koalition der Unternehmerverbände ins Leben zu rufen. Den Vorsitz führte Herr Zende, der einst im sächsischen Ministerium Geheimrer Finanzrath war und am ersten Mai nun aus der Leitung der Firma Krupp scheiden wird. Das Hauptreferat war Herrn Bued anvertraut, dem Generalsekretär des Centralverbandes Deutscher Industrieller, den die Arbeiterpresse mit dem selben Recht den bezahlten „Heher und Agitator“ der Unternehmer nennt, mit dem dieser Vorwurf von ihm und seinen Leuten den Führern der Arbeiter entgegengeschleudert wird. Es war eine richtige Gewerkschaftsversammlung; nur tagte sie nicht am Engel-

wfer oder in der Prenglaueer Allee, sondern am Wilhelmsplatz im Hotel Kaiserhof. Und dem seinen Rahmen entsprach die besondere Art dieser Gewerkschaftsmitglieder. Jeder Zoll ein Millionär.

Im New-York Herald wurden nach der Versammlung der Kartellvertreter weitausschauende Betrachtungen über den Zweck der Uebung angestellt. Dieser Zweck, hieß es da, sei ein gemeinsames Vorgehen aller Kartelle gegen die Auslandskonkurrenz. Der Verfasser dieses viel bemerkten Artikels wandelt in Morgans Spuren; er sieht vor seines Geistes Auge ein Centralkartell, das weniger die nationale Produktion als vielmehr den gesamten nationalen Export leiten soll. Kein Wunder, daß im Kopf eines amerikanischen Journalisten, der von einer Zusammenkunft der Vertreter aller deutschen Kartelle hört, der Gedanke an so großartige Pläne auftaucht. Aber dieser spekulative Amerikaner überschätzt die Kraft unserer Millionäre, die vorläufig solche Riesentransaktionen, wie sie einem Morgan möglich sind, mit der Aussicht auf Erfolg noch nicht wagen dürfen. Den Ausländer mag in dem Einladungsschreiben ein Satz, dessen Grundgedanke in Burcks Reden mehrfach wiederkehrte, zu seinem Irrglauben verführt haben. Da wurde nämlich gesagt: die geplante Vereinigung aller Syndikate solle die gemeinsamen Interessen aller Kartelle wahren. Nun fordert ohne Zweifel ein großes, allen Kartellen gemeinsames Interesse, das Ventil des Exportes offen zu halten. Nur haben die Kartellherren bisher sich noch nie über die Mittel zu einigen vermocht, mit denen dieses Ziel ihrer Sehnsucht erreicht werden könnte. In Aufschwungszeiten ist allenfalls noch eine Einigung möglich. Als aber die ersten Symptome des Niederganges sichtbar wurden, brach — die Erinnerung daran ist noch frisch — zwischen den Syndikaten der einander ergänzenden Branchen Kohle und Eisen sofort ein Streit über die Gewährung von Exportprämien und ähnlichen Vortheilen aus. Die Regisseure der Versammlung meinten mit den „allgemeinen Interessen der Syndikate“ denn auch ganz andere Dinge. Der wirkliche Zweck der kaiserhöfischen Veranstaltung giebt uns das Recht, sie einen Gewerkschaftskongreß der Unternehmer zu nennen. Nicht einem ausländischen Feind galt der Kampf; eher sah es aus, als solle die Demonstration auf die eigene Regierung wirken. Die Furcht vor dem Kartellgesetz hatte die Unternehmer nach Berlin getrieben. Den mächtigen Herren scheint nach und nach die Ueberzeugung zu dämmern, daß die gesetzliche Regelung und Ueberwachung der Kartelle sich zwar noch eine Weile hinauschieben, auf die Dauer aber nicht hindern läßt. Diese Gewißheit ist in erster Reihe wohl durch die Zuckerkonferenz geschaffen worden. Deutschland hat in Brüssel Vorschlägen zugestimmt, die, wenn sie vom Reichstag angenommen werden, den Zusammenbruch des Zuckerkartells herbeiführen müssen. Man weiß ja bei unserer Regierung nie, woran man ist; alle paar Wochen wechselt der Kurs und in wirtschaftlichen Dingen sind von Tag zu Tag die merkwürdigsten Wandlungen zu erwarten. Vielleicht sitzen in der Regierung — der verantwortlichen, meine ich — Leute, die mit der ganzen Inbrunst ihres jugendamerikanischen Hergens beten, der Reichstag möge die brüsseler Beschlüsse ablehnen. Vielleicht aber wird gerade jetzt, da der Jude Ballin mit hohen Orden dekoriert wird und der Kaiser die Händler Adwe, Arnhold und Bleichröder zu einer Nordseefahrt eingeladen hat, mehr, als man glaubt, auf einen neuen Reichstag gerechnet, der die Handelsverträge annehmen und dem Zuckerkartell das Lebenslicht ausblasen

soll. Jedenfalls schwebt das Kartell in Gefahr. Und diese Gefahr muß alle Kartelle schrecken, weil sie zeigt, daß selbst in einem persönlich regierten Staat wie Preußen die Klagen über eine rücksichtslos ausbeutende Kartellpolitik bis an die höchste Stelle gelangen können.

Der Centralverband Deutscher Industrieller scheint das Fürchten gelernt zu haben, trotzdem alles bisher Geschehene dazu keinen Anlaß bietet. Graf Posadowsky hat Erhebungen über die Kartelle in Aussicht gestellt und das Reichsamt des Innern hat auch wirklich die Bundesregierungen aufgefordert, sich über die Entwicklung des Kartellwesens in ihren Reichsgebieten zu äußern. In allen Ländern, wo man die Lösung wirtschaftlicher Probleme ernsthaft versucht, in England und selbst in Amerika pflegt man in solchen Fällen kontraktistische Enquêtes zu veranstalten. Die Einberufung des Wirtschaftlichen Ausschusses hat, bei den Vorarbeiten zum Zolltarif, gezeigt, daß auch bei uns dieses Verfahren gewählt wird, wenn man den Schein gründlichster Sachlichkeit wahren will. Ich weiß nicht, wie die vom Reichsamt des Innern gestellte Frage in den anderen Bundesstaaten behandelt worden ist. In Preußen trat der Handelsminister und Unternehmer Möller in Aktion. Denn da das Reichsamt des Innern dem preussischen Ministerium nichts vorzuschreiben hat, muß man wohl annehmen, daß die gewählte Methode dem „hellen Kopf“ des Herrn Möller entstammt. Der Minister veranstaltete nicht etwa eine Enquête; er wandte sich auch nicht an die Vertreter der Unternehmerkartelle, der Handelskorporationen und Gewerkschaften, sondern an die Regierungspräsidenten, im Grunde also an die Polizei, die man in Preußen für wirtschaftliche und sozialpolitische Erhebungen ja besonders gern in Anspruch zu nehmen pflegt. Ich bin neugierig, das auf diesem Wege gesammelte schätzbare Material kennen zu lernen. Den Kartellen wird es jedenfalls nicht gefährlich werden; sie haben in der Regierung noch immer gute, zuverlässige Freunde und Herr Möller ist Fleisch von ihrem Fleisch. Um so merkwürdiger ist die Kaiserhof-Versammlung. Muß man daraus nicht folgern, daß in der Regierung zwei Anschauungen um die Herrschaft ringen und daß die Kartellfreunde gethan haben, was man in der Verbrechersprache „pfeifen“ nennt? Diese Freunde, die „Schmiere standen“, könnten ja gepfeifen haben: „Gefahr im Verzug!“ Das wäre wenigstens eine Erklärung der überraschenden Demonstration.

Interessant ist die Art, wie sich die Herren den Widerstand gegen die Staatsgewalt — ach nein: das Kartellgesetz — denken. Kann das Gesetz nun einmal nicht verhindert werden, so will man wenigstens für eine möglichst milde Form sorgen, wie in der Versammlung so schön gesagt wurde, versuchen, „es mit den Interessen der Kartelle in Einklang zu bringen.“ Der Rebe Skim ist nicht schwer zu verstehen. Noch ist ja unvergessen, daß einst das Reichsamt des Innern zur Agitation für das Zuchthausgesetz zwölftausend Mark vom Centralverband Deutscher Industrieller erbat. Der Centralverband selbst hat seine Agitation bisher aus eigenen Mitteln bestritten. Sollten die für solche Zwecke nötigen Ausgaben jetzt so groß geworden sein, daß sie nur noch durch die vereinigten Millionen sämtlicher deutschen Kartelle gedeckt werden können? Schon die ersten Schritte auf diesem abschüssigen Weg verdienen Beachtung.

Plutus.



Theaternotizen.

Eine „Tragoedie braver Leute“ hat Herr Karl Schönherr sein einactiges Drama „Die Bildschnitzer“ genannt. Auch auf sein neues, größer gedachtes Werk würde die Bezeichnung passen. In den fünf Akten des „Sonnwendtag“ lernen wir keinen schlechten Kerl kennen; lauter brave Leute. Wir sind wieder im österreichischen Tirol, in der Heimath des jungen Dichters. Da lebt, in einem Wallfahrtdorf, der Rosnerbauer mit Frau und Mutter. Denen ist's schlecht gegangen. Um Nichteß hat eine Schneelawine ihr Hänschen nebst Stall und Vieh in den Abgrund gerissen und den Vater, der im Amentheil saß, getödtet. Doch das tapfere Paar ließ sich vom Schicksal nicht umwerfen. Der Bauer hat sein letztes Stück Wald der Gemeinde verkauft und will von dem Erlds die Baukosten der neuen Hütte zahlen. Er und sein Weib arbeiten von früh bis spät und dürfen hoffen, dem Kind, das sie erwarten, ein schmales Bhagen zu schaffen. Härter hat's die Mutter getroffen. Ihr Trost ist der zweite Junge, der Hans. Dem hat der alte Dorfpfarrer ein Gemeindestipendium ausgewirkt. Und jetzt hat der Hans in der Stadt das Abiturientenexamen löblich bestanden und soll ins Priesterseminar; so Gott will, wird die Mutter ihn noch als Geistlichen sehen. An diese Hoffnung klammert sich das fromme Weiblein, das sich auf der Kommode ein Hansaltärchen aus Pappe und Goldpapier errichtet hat, und ahnt nicht, daß der Hans in der Stadt dem Kinderglauben entfremdet ward. Wilde Reden hat er gehört, schlimme Mären von Pfaffengrüneln; und die Lust am geistlichen Wesen haben Hunger und Schulschinderei ihm ausgetrieben. Noch wagt er das schwere Bekenntniß nicht, will der Mutter, die so viel durchgemacht hat, nicht des letzten Wunsches Erfüllung rauben; im Innersten aber ist er entschlossen, nicht Priester zu werden. Nun fügt sich, daß am selben Sonnwendtag, der ihn zu kurzer Ferienrast in die Heimath führt, Pfaffenfeinde ins Dorf kommen, Rabikale, die durch das Land ziehen, um die Unzufriedenen aus träger Ruhe zu schenken und eine neue Zeit vorzubereiten. Den Führer des Jugendbühneins, den Jungreithmair, kennt Hans aus der Stadt. Ein harter, harter Geselle, der Weib und Kind dahim betteln läßt und sich als Apostel fühlt, als Diener gottloser Wahrhaftigkeit, die den zagen Menschen das Heil bringen soll. Die Zeigen und Launen will er rütteln, bis ihnen der Muth wächst, und das Sonnwendfeuer soll das leuchtende Zeichen sein, das die Schwachen aus krummen Gäßchen und niedrer Gewöhnung auf die Höhe ruft. Doch die fromme Gemeinde wehrt sich gegen den Feind ihres Glaubens; kein Fleckchen giebt der Gemeinderath für das Sonnwendfeuer frei und keinen Mann, so schwört der Dorsthyrann, darf der Aufwiegler uns verführen. Zwischen den beiden Fanatismen steht schwankend Hans Rosner. Er hat die Fremden auf seine Bergwiese geführt und schleppt zu ihrem Sonnwendfeuer selbst Keisig herbei. Da fällt ihn der Bruder mit Bitten an. Wenn Hans nicht Priester wird, muß die Familie das Stipendium zurückzahlen und das Kind des Rosnerbauern wird heimlos geboren werden. Daran soll Hans denken; auch an die Mutter, die der Schlag töten kann, und an Alles, was das gequälte Paar schon gelitten hat. Ein und her wird der arme Junge gezerrt. Mit den Freien möchte er gehen, den rüstigen Befreien, die zum Kampf gegen Pfaffendruck und Hörigkeit rufen, und seinen Leuten doch, die so viel für ihn thaten, das Schwerste ersparen. Als Jungreithmair ihn einen Feigling nennt, der einer großen Sache nichts opfern wolle, wallt des Knaben Blut

auf: er ist nicht feig, er wird bleiben, — mögen die Seinen zu Grunde gehen. In sinnloser Wuth erschlägt ihn der Bruder. Die Hofnerin hält sich aufrecht; sie wird ihr Kind aufziehen und warten, bis der Mann die Strafe abgehüßt hat. Die Mutter steht thränenlos an der Bahre des Jungen, den der Mörder ihr gemordet hat, und merkt kaum, daß die Gendarmen den Mörder fortführen. Nicht mit Menschen habert sie: nur mit Gott; mit ihrem Gott, dem sie ein Leben lang treu gedient und der ihr Vertrauen so getäuscht hat. Den Mann zuerst und nun beide Kinder nahm er ihr. Langsam räumt sie, auf wankenden Beinen, den ganzen Altarschmuck ab: den frischen Rosmarinstrauch, die künstlichen Blumenstöcke, die Messingleuchter mit den Wachskerzen, das Spigentuch, das den Pappaltar deckte. Dann löst sie das Dellechtlein im rothen Ampelglas, „setzt sich nah dem geplünderten Altärchen auf einen Stuhl, stützt die güttrigen Hände auf den Krückstock und starrt mit weit offenen, grauen Augen stumpf vor sich hin.“ Das ist das Ende . . . Lauter brave Leute sahen wir, Leute, die sich im Recht wähnten und um ihren Glauben rangen. Das kleine Bild eines eng begrenzten Kulturkampfes hat Perspektive; es ist das Werk eines starken, männlichen Talentes. Im wiener Burgtheater, wo es zum ersten Mal aufgeführt wurde, soll der Direktor, Herr Schlenther, den Dichter gezwungen haben, auf den frommen Gemüther ärgernden Schluß zu verzichten. Das wäre ein echtes Schlentherstückchen, würdig eines Herrn, der, um versorgt zu sein und ein ruhiges Leben zu haben, die früher so laut bekannten Glaubenssätze in die Kumpellkammer verpackt hat. Mit dem Schluß verliert das Drama seinen tiefsten Sinn; denn es ist die Tragödie eines greisen Menschentodes, das die absterbenden Wurzeln stöhnend vom alten Glauben löst. Man soll den Namen Anzengrubers nicht unnützlich im Munde führen, Herrn Schönherer nicht heute schon dem einzigen großen Dramatiker vergleichen, der seit Hebbels Tode im deutschen Sprachgebiet lebte. Noch fehlt dem jungen Tiroler die Größe und Freiheit der Weltauffassung, noch sieht man seinen Menschen nicht so tief ins Herz wie denen des Meisters Ludwig und seinem Pathos hat der Humor sich noch nicht gefellt. Aber er kann viel, er fühlt, wo in der Heuchelkultur unserer Tage die schmerzlichsten Konflikte zu finden sind, und gestaltet sie mit dem Temperament eines in keiner Schule verkümmerten Dramatikers. Es ist eine Hoffnung; und felix Austria mag sich freuen, da ihr nach dem feinen Stadtherrn Arthur Schnitzler nun dieser kräftige Bauerndichter geboren ward.

Im Deutschen Theater ist „Der Weg zum Licht“ aufgeführt worden; ein Märchen drama, das Herr Georg Hirschfeld zu schreiben für nöthig hielt. Zum Licht führt der Weg Den, der sündigen Trieben entsagt hat. Der Sündenbegriff ist hier nicht zu entbehren; denn wir sind in der Coulißwelt jüdenchristlicher Vorstellungen. Hahngriff, ein schwarzelbischer Zwerg, der im Allgemeinen salzburgischen Dialekt, in gesteigerter Stimmung aber hochdeutsche Verse spricht, ist ein weithin geschätzter Juwelier. Er macht köstliche Beschmeide und hat einen Geheimfonds aufgespeichert, der ihm die hübschen Weiber füttern soll. Aber die Wildfrauen wollen von ihm nichts wissen, trotz den Ketten und Ringen und Armbändern aus Gold und Edelgestein; er ist gar zu häßlich. In diesem Wodansreich muß es ganz anders aussehen als in der Menschenwelt; für ein paar Brillanten kann bei uns der garstigste Kommerzienrath appetitliches Frauenfleisch kaufen, und wenn er ohne Aukaseri ins Zeug geht, schwören ihm schöne Theatermädchen vom ersten Fach, daß sie den Mann

in ihm lieben. Herr Hahngiß hat es schlechter und sehnt sich mit allen Sinnen doch nach brünstiger Wonne. Mama hat Mitleid mit ihm. Hier, sagt sie, ist ein Tränklein, das Du der wunderschönen siebten Tochter des Pfalzgrafen bei Rhein eingeben sollst, wenn sie vorher gelobt, den Heißkünstler bräutlich zu umfassen. Der Zwerg macht sich auf den Weg. Die Grafentochter wird gesund, doch der Ritter, dem sie sich zum Weib gab, überredet Hahngiß zur Nazarenerechtsagung. Das geht sehr schnell. Aus dem Schwarzelb wird ein Vichtelb, aus dem verkrüppelten Zwerg ein schlanker Jüngling im weißen Engelhemdchen, den die Wildfrauen gern auf ihr Lager lockten. Jetzt aber, wo er die Liebe umsonst haben könnte, ist er gegen Aufsehung gesetzt. . . . Das Stück ist schnell verschwunden; daß es aufgeführt und zu Ende gespielt werden konnte, muß man im Gedächtniß bewahren. Nie ist ein talentloseres Nachwerk auf eine große Bühne gekommen. Der Grundgedanke eine läppiſche Trivialität; keine Spur einer Märchenstimmung; keine auch nur in klaren Konturen gezeichnete Gestalt; nicht einmal ein Theatereffekt. Und die Verse! Herr Hirschfeld fühlt das Bedürfniß, ein Vaterunser zu dichten, und läßt sein Pfalzgrafenpaar beten:

Unser Vater Du im Himmel,
Ja, Dein Name sei gepriesen.
Daß Dein Wille sich auf Erden
Wie im Himmel groß erwiesen.
Daß Dein Reich im Herzen wöhret,
Gieb uns Brot, das ewig nühret!
Gieb uns Gnade vor Gericht
Und versuch uns, Vater, nicht!

Ein begabter Quartaner würde es besser machen. Es ist schade um Herrn Hirschfeld. Jahr vor Jahr zeigt er, daß er nichts kann, nichts zu sagen hat und nur die eigene Familienmisere mit leidlichem Gelingen zu schildern vermochte. Nachgerade muß er selbst doch empfinden, daß es so nicht weiter geht. Vielleicht dämmert ihm nach der neusten Niederlage im Schmeißlerkreis jetzt die Erkenntniß. Der erste Satz seines Märchens war ein Zwergeneuseffer: „Wer mühte sich nicht umsonst in seiner lieben Kunst?“ Herr Hirschfeld sollte sich wirklich nicht länger umsonst bemühen.

Vor ein paar Monaten, als Herr Coquelin zum ersten Mal nach Berlin kam und ein Fräulein Durand de la Comédie Française mitbrachte, hieß es: Das also sind die Sterne der berühmten Comédie? Die glänzen ja nicht so hell wie unsere Coulissengestirne. Fräulein Durand ist eine alternde Dame, die im Hause Molières nie einen Rang hatte und seit Jahren mit der Hilfe eines ihr befreundeten Millionärs die Frauenzeitung *La Fronde* herausgibt. Sie ist weder als Spielerin noch als Journalistin der Rede werth; und daß sie hier in Rollen der Bartet aufzutreten wagte, beweist nur, wie gering der berlinische Theatergeschmack in Paris eingeschätzt wird. Die erfahrene Dame hatte, bevor sie sich auf der Bühne zeigte, der Presse ein Champagnerfrühstück angerichtet und man muß es als eine rühmliche Leistung verzeichnen, daß sie trotzdem sänftiglich getadelt wurde. Immerhin wurde ihr dreister Versuch nicht so schroff abgelehnt, wie die Selbstachtung einer Großstadt es gefordert hätte. Jetzt spielen die Franzosen im Neuen Theater Possen und wieder heißt es: So gut können wirs auch. Madame Cheirel vom Palais Royal steht an der Spitze der Truppe. Eine routinierte Spielerin von robuster Lustigkeit. Kein Mensch hält sie in Paris für einen star;

und sie spielt den Berlinern noch dazu Rollen vor, die sie in Paris nie gespielt hat. Von den guten pariser Komikern ist kein einziger mitgekommen. Wozu also der Jubel darüber, daß unsere Mimen nicht noch Schlechteres leisten? Die Aufführungen, die Coquelin und Frau Chetrel uns boten, wären an der Seine nicht möglich. Da wird wirklich sehr gut gespielt, bei Antoine sogar besser als in irgend einem Schauspielhaus mit modernem Repertoire. Die Inszenierungen sind sorgfältiger und mit sicherem Geschmack vorbereitet, als wirs je gewöhnt waren. Paris ist noch immer die Stadt der feinsten Theaterkunst. Was wir zu sehen bekommen, ist schlechte *qualité d'exportation*, sind zusammengewürfelte Truppen brotloser Pistrionen. Im Hoftheater treibt eine französische Operngesellschaft ihr Unwesen. Die löbliche Generalintendanz fordert für diese Aufführungen, die nach allgemeinem Urtheil erbärmlich sind, erhöhte Eintrittspreise und die Kritiker rufen wieder: Diese Vorstellungen sind mit denen unseres Opernhauses nicht zu vergleichen. Ein Vergleich würde doch erst möglich, wenn die Große oder die Komische Oper mit ihrem Ensemble aus Paris zu uns kämen. Wer die Meisterfänger, Carmen mit der Calos oder Charpentiers Louise — die der Herr Graf von Hohenberg noch immer nicht aufgeführt hat — drüben hörte und sah, weiß, daß diese Vorstellungen die Konkurrenz von Parvempolis nicht zu scheuen haben. Uns aber servirt man die Reste. Sogar Herr Paulus, dessen Glanz in Paris längst verblüht ist, darf hier als *roi des chansonniers* vorgeführt werden und die Berliner halten den alten Tingeltangler am Ende wirklich dafür. Der Werth einer Volkheit und einer Volkskultur wird nicht durch ihre Theaterleistungen bestimmt und es ist keine Schande für Deutschland, wenn gesagt wird, daß die Franzosen bessere Komödianten haben. Statt aber nach unzulänglichen Proben über den Rhein zu brüllen, daß wir auch in dieser Industrie heute den Wettbewerb wagen können, sollten die Wortführer deutscher Kultur die Nachbarn lieber daran erinnern, daß Mimen, die in Bordeaux und Marseille nur eben gebildet würden, für Berlin denn doch nicht gut genug sind. Auch die französischen Stücke werden häufig ganz falsch beurtheilt, weil man nicht nach ihrer Herkunft fragt. In den *Polles Dramatiques*, einem Vorstadtheater, das der Fremde kaum kennen lernt, wird von gallischen Spaßmachern die Posse *Le billet de logement* aufgeführt. Der Direktor Lantenburg läßt sie schlecht und recht übersehen, die Censur tilgt die faßlichsten Joten, und als der entstellte Ull unter dem Titel „Einquartierung“ auf der Bühne des Residenztheaters erscheint, runzeln weiße Männer ob der Entartung des Baudreville die Denkfistula. Dem einst so lustigen Genre geht es jetzt wirklich schlecht; immerhin sollte man nicht vergessen, daß die meisten Exemplare, die uns gezeigt werden, von ganz kleinen Bühnen stammen, von Bühnen im Rang unseres Thalia-, Metropo- und Terrusfeld-Theaters. Der Import solcher Waare ist überflüssig; so werthvoll wie der kleine Sohn und der Ball Blumentopf sind aber selbst die schlechtesten pariser Schwänke. Was würden wir sagen, wenn die Römer das ihnen zugebacht Werk des Herrn Eberlein als Beweis für den Tiefstand deutscher Plastikerkunst nähmen und dem Laude, dem Klinger lebt, höhnisch zuriefen: Das können wir besser? Genau so ungerecht aber urtheilen wir, wenn wir uns höherer Bühnenkunstkultur rühmen, weil uns fast immer nur die albernsten Stücke und die ausgebeuteten Bretterhelden Eutichas vorgeführt werden.